Geh. Archivar, Regierungsrath

Scheffer.

1756 — 1826.

Geh. Archivar Regierungsrath

Scheffer.

1756—1826.

Am 26sten Januar 1826 starb der K. Würt. Regierungsrath und Geheime Archivar Scheffer in Stuttgart.

Wilhelm Ferdinand Ludwig Scheffer war geboren zu Stuttgart am 12ten Juli 1756. Sein Vater war Carl Ludwig Scheffer, K. W. Regierungsrath und Geh. Sekretär, seine Mutter, Elisabethe Charlotte, eine geborne von Zech. Er verlor als das jüngste von 4 Geschwistern, schon im 9ten Jahre den Vater, und im 11ten auch die Mutter. Von schwachem und zärtlichem Körperbau hatte der Verstorbene noch das Unglück, durch eine heftige Alteration in seinem Gehör zu leiden und in seinen Nerven so erschüttert zu werden, daß er bis über sein mittleres Alter hinaus an krampfhaften Zufällen litt,

sein Gehör aber nie mehr vollkommen hergestellt wurde, vielmehr mit zunehmenden Jahren sich verschlimmerte.

Dieß bestimmte ihn, schon auf der Universität Tübingen, die er im Jahre 1773 bezog, seine Studien so einzurichten, um dereinst bei einer Registratur oder bei dem herzoglichen Archiv mögliche Dienste leisten zu können. Es gelang ihm auch, im Jahre 1779 als außerordentlicher Archivar angestellt zu werden. Aber erst im Jahre 1791 rückte er in die ordentliche Besoldung ein, nachdem er 12 Jahre lang ganz ohne Gehalt gedient hatte. Im Jahre 1819, nach dem Tode des Regierungsraths und Geh. Archivars Jäger, erfreute er sich der erhöhten Besoldung erster Klasse und erhielt zugleich den Charakter und Rang eines Regierungsraths.

Schon im Jahre 1779 wählte sich der Verewigte die Tochter des Markgräfl. Badischen Residenten in Wien, Jak. Friedrichs von Stockmayer, Auguste Friederike zur Gattin. Diese Ehe ward mit 10 Kindern gesegnet, aber für den zärtlichen Familienvater auch mit vielen Sorgen und Kummer verknüpft. Selbst kränklich, war es lange Zeit nicht weniger die Gattin, und unter den Kindern waren ein Sohn und eine Tochter so geistig und körperlich schwach, daß sie zu jeder nützlichen Beschäftigung unfähig waren. Eine vortreffliche Tochter, welche der gute Vater an einen wackern Mann, den jetzigen Präsidenten Weishaar, verheirathet zu sehen die Freude hatte, starb

schon im Jahre 1807; nach vielen Leiden folgte ihr im Jahre 1819 die geliebte Gattin in's Grab; im Jahre 1819 starb endlich auch die unglückliche, an Geist und Körper gelähmte Tochter in ihrem zwanzigsten Jahre. Aber der unglückliche Sohn lebte, und während 2 hoffnungsvolle Söhne nicht mehr aus dem furchtbaren russischen Feldzuge zurückkehrten, die trauernde Familie nicht einmal eine sichere Kunde von ihrem Tode erhielt, während im Jahre 1823 zwei verheirathete Söhne, der eine als Vater von 8, der andere als Vater von 5 Kindern in einem Zeitraume von 6 Monaten hinstarben, überlebte jener selbst den Vater. Alle diese Prüfungen und Schläge des Schicksals ertrug der fromme Dulder mit bewundernswürdiger Fassung und Ergebung. Aber in seinem Gemüthe, wie in seiner ohnehin sehr schwachen Gesundheit dadurch tief angegriffen, und mit zunehmenden Leiden des Körpers kämpfend, unterlag auch Er und ging, von einem Nervenschlage getroffen, im 70sten Jahre seines Lebens zur ewigen Ruhe ein, beweint von 3 Töchtern und 13 Enkeln, welche er nebst dem unglücklichen Sohne hinterließ. Schmerzlich war der Verlust für die Seinigen, die in ihm den zärtlichsten und liebevollsten Vater verloren. Aber er war es auch für Alle, die den Verewigten kannten, alle trauerten um ihn, er war es für das Vaterland, und insbesondere für alle Freunde der vaterländischen Geschichte. Seine Freunde verloren in ihm den dienstfertigen Freund, der Staat den treuesten Diener und die Wissenschaft einen ihrer eif-

rigsten Beförderer. Scheffer war ein Mann von dem reinsten, edelsten Charakter, von ungemein sanfter Gemüthsart, liebevoll und wohlwollend gegen Jedermann und von einer Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, wie man sie höchst selten findet. Mit ausgebreiteten Kenntnissen verband er einen eisernen Fleiß. Es ist unglaublich, wie viel der Mann, trotz seinen vielen körperlichen Leiden und seiner schwachen Gesundheit gearbeitet hat. Zeugen davon sind die Schränke des K. Staatsarchivs, sind insbesondere seine vortrefflichen Repertorien und Copialbücher, und so lange ein Archiv in Würtemberg besteht, so lange wird darin auch sein Name fortleben und Gegenstand der Verehrung und Bewunderung seyn.

Aber auch außer den Grenzen des Archivs, als Gelehrter und Beförderer der Wissenschaft, besonders als Historiker und Beförderer der vaterländischen Geschichtskunde wird Scheffer fortleben. Wie seine würdigen Vorfahren, Sattler und Gabelkofer, so hat auch er seinen Beruf in höherem Sinne aufgefaßt, und konnte ihn auch nicht nur kraft seiner Kenntnisse, sondern auch kraft seiner Stellung in solchem Sinne auffassen. Zur Zeit des alten Herzogthums waren immer 4 Archivare bei dem Archiv angestellt; sie hatten, wenn nicht die bestimmt ausgedrückte, doch die stillschweigende Obliegenheit, zugleich auch für die Geschichts- und Landeskunde zu wirken, und dieser Einrichtung verdankt Würtem-

berg seine Historie *). Scheffer erfüllte diese Obliegenheit redlich. Es ist zwar nicht viel von ihm im Druck erschienen, desto mehr aber hat er in Handschrift, theils im Archiv und anderwärts niedergelegt, theils unter seinem Privatnachlasse hinterlassen.

Seine gedruckte Schriften sind:

C. G. Halt aus. Jahrzeitbuch der Deutschen des Mittelalters, in einer freien Uebersetzung, mit vielen Zusätzen und Berichtigungen, ꝛc. Erlangen bei Palm, 1794. 4. XVI. und 283 S.

Geschichtsdaten und Merkwürdigkeiten von Stuttgart. Stuttgart bei Löfflund 1815. 8. IV. und 72 S.

Ausführliche chronologische Darstellung alles Merkwürdigen aus der Geschichte Würtembergs. Stuttgart bey Metzler 1818. 8. XVI. und 362 S.

---

*) Jetzt, nachdem das Archiv in der letzten Zeit durch Einverleibung der verschiedenen neu würtembergischen Archive auf mehr als das doppelte sich vermehrt hat, die Zahl der Archivare aber auf 2 nebst einem Assisten herabgesetzt ist, wovon der eine zu 3/4 noch dem Ministerium d. J. für andere Zwecke angehört, ist nicht mehr an wissenschaftliche Zwecke, an Verbreitung und Bereicherung der Geschichts- und Landeskunde, kaum mehr an Fortsetzung solcher Repectorien zu denken, wie sie Scheffer verfaßt hat.

Unter der Menge von Handschriften wollen wir nur die wichtigern anführen.

F. J. Mosers Verzeichniß der gedruckten würt. Urkunden, von neuem aufgelegt und beträchtlich vermehrt. 2 Bände; I. Abtheilung vom Jahre 708 — 1550; II. Abth. von 1551 — 1800. Das Werk wurde 1802 vollendet und gegen eine dem Verfasser ausbezahlte Belohnung von 200 Dukaten, Eigenthum des Archivs.

Chronologisches Verzeichniß sämmtlicher gedruckten Urkunden von Churbaden, 2 Bände. 1803 und 1804 ausgearbeitet, und von dem Verfasser dem damaligen Churfürsten Carl Friedrich von Baden überreicht.

Historische Beschreibung von Stuttgart, 1811. Das ziemlich starke Werk sollte bei Löflund im Druck erscheinen. Der verst. Minister Graf von Normann, war aber aus Gründen der Form und des Styls dagegen, und so wurde es in Manuscript gegen eine Belohnung niedergelegt.

Dokumentirte Geschichte der Grafen von Mömpelgard. 750. Fol. Seiten nebst mehreren hundert Beilagen.

Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen. 333 S. nebst vielen Urkunden und andern Beilagen.

Versuch einer Geschichte des K. Archivs.

Geschichte der Gräfin von Würben.

Versuch einer topographischen Darstellung Schwa-

bens nach seinen Gauen, aus Urkunden des Mittelalters. Diese Schrift hat der Verewigte 1823 dem Verein für Vaterlandsurkunde überreicht. Ebenso die folgende 1824:

Geschichte der Juden in Würtemberg.

Würtembergs Erwerbungen, alphabetisch nach Kreisen und Oberämtern geordnet. Diese Arbeit, womit Scheffer das K. Stat. Top. Bureau bedacht und demselben eines der schätzbarsten Hülfsmittel für seine Bestimmung verschafft hat, enthält mehr als 1000 Octavblätter historisch-topographische, meist aus Urkunden gezogene Nachrichten über die einzelnen Orte des Königreichs, und ist in topogr. Hinsicht eine Fortsetzung und Ergänzung der gedruckten Chronol. Darstellung alles Merkwürdigen aus der Geschichte Würtembergs.

Alle diese und eine Menge anderer Arbeiten sind ein Beweis nicht nur von einem fast beispiellosen Fleiße und von einem unermüdeten Streben, nützlich und auch Andern förderlich zu seyn, sondern auch von eben so viel Kenntnissen und Gelehrsamkeit. Alles, was Scheffer geliefert hat, trägt den Stempel der größten Gründlichkeit eines reifen Urtheils und der möglichsten Zuverlässigkeit. Wenn daher auch, wie es bei einem Manne, der beinahe sein ganzes Leben unter Urkunden und alten Schriften zugebracht hat, fast nicht anders möglich ist, Form

und Styl seiner Arbeiten nicht immer dem neuesten Geschmacke entsprachen, so hat dagegen der Inhalt desto größern Werth, und so lange noch Geschichte Werth behält, so lange wird auch Scheffers Name mit Achtung genannt werden.

Prälat v. Bengel.

1769 — 1826.

Prälat v. Bengel.

1796 — 1826.

Dr. Ernst Gottlieb Bengel ward geboren zu Zavelstein den 3ten Nov. 1769. Seine Eltern waren Herr M. Ernst Bengel, — damals Pfarrer an gedachtem Orte, nachher Diaconus und zuletzt Decan und Abend-Prediger zu Tübingen, der jüngste Sohn Dr. Joh. Albert Bengels, Consistorialraths und Prälaten in Alpirspach, — und Frau Marie Friderike, einer Tochter Herrn Dr. Johann Conrad Gmelin's in Tübingen. Unter den unzähligen Proben der, über sein Schicksal waltenden gütigen Vorsehung erkannte er mit gerührtem Danke als die erste und ausgezeichnetste die, daß ihn Gott von Eltern abstammen und erzogen werden ließ, die nicht nur überhaupt mit der zärtlichsten Treue für ihn sorgten, sondern besonders auch durch ihr Beispiel, Lehre und Ermahnung bemüht waren, gute Grundsätze, Ehrfurcht gegen Gott, Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit in seiner Seele zu pflanzen. Neben dieser sittlich-religiösen Bildung ließ sich sein Vater auch die Vorbereitung zu seinem künftigen Beruf ange-

legen seyn, indem er ihn in allen dahin gehörigen Vorkenntnissen theils selbst unterrichtete, theils ihm sobald als möglich den Unterricht anderer geschickter Lehrer verschaffte, wozu der Aufenthalt in Tübingen die erwünschte Gelegenheit darbot. Der, als Pfarrer in Schönaich verstorbene M. Seitz, der verewigte Decan Rieger in Stuttgart, und der nunmehrige Herr Rector Camerer in Stuttgart waren es vorzüglich, deren nützliche Anleitung er immer mit dankbarer Anerkennung gedachte. Ein Paar Jahre genoß er daneben den öffentlichen Schulunterricht bei dem, als Pfarrer in Wendlingen verstorbenen, damaligen Rector der Anat. Schule, M. Schmid. Zur näheren Vorbereitung auf die Universität diente ihm ein kurzer Aufenthalt in der Klosterschule Bebenhausen, wo er die Lectionen des damaligen Prälaten Dapp, und der beiden Professoren Schelling und Reuchlin, als Hospes benützte. Im Herbste 1785 bezog er die Universität, und besuchte ein halbes Jahr lang die öffentlichen Vorlesungen von seinem elterlichen Hause aus, wurde aber schon im Frühling 1786 in das herzogliche Stipendium, und dann im folgenden Herbste in die von Maulbronn einrückende Promotion aufgenommen. Auf diese Weise ward ihm zum Studium der Philosophie ein dreijähriger Kurs vergönnt, während dessen er die Vorlesungen über Philosophie, Mathematik, Kritik und Philologie bei den damaligen Professoren Böckh, Schnurrer, Rösler, Pfleiderer und Flatt besuchte. Nachdem er im Jahre 1788

unter Professor Schnurrer eine Dissertation über Ezech. 21. vertheidigt hatte, wurde er Magister der Philosophie, und trat nun — wie er sich selbst ausdrückt — „mit Interesse und Vergnügen zu dem Studium der Wissenschaften über, deren genaue und vollständige Kenntniß jedem Religionslehrer unentbehrlich ist.“ Außer dem Privat-Umgang mit seinem sel. Vater, der Anleitung der damaligen Repetenten und dem gegenseitigen Ideenverkehr mit Freunden, die sich für die Wissenschaft interessirten, kamen ihm zu Ergänzung seines Privatstudiums zu Statten. Die Vorlesungen des Kanzlers Lebret über die Polemik und Kirchengeschichte, Dr. Uhlands über das A. T. und die symbolischen Bücher, und Dr. Märklins über die christliche Moral. Vor allen aber rühmte er die dogmatischen und exegetischen Vorlesungen des sel. Dr. Storr, dessen gewissenhafte Anweisung zu einer sorgfältigen und fruchtbaren Auslegung der heiligen Schrift ihm unvergeßlich schätzbar blieb. Als er im Jahre 1791 unter dessen Vorsitz über einige Stellen der historischen Bücher des N. T. disputirt hatte, erstand er das theologische Examen bei dem herzogl. Consistorium, nach welchem er in's elterliche Haus zurückkehrte, um den Unterricht seines jüngern Bruders zu leiten, dabei aber auch die benachbarten Geistlichen, die einer Hülfe bedurften, in ihren amtlichen Verrichtungen unterstützte; im Frühjahre 1792 wurde er zu der Stelle eines Unterbibliothekars am theologischen Stift ernannt, und versah zugleich das

Vicariat in Derendingen. Im Juli 1793 wurde ihm das Amt eines Repetenten am herzogl. Stipendium übertragen, was ihm besonders darum erwünscht war, weil er es als Mittel ansah, seinen geliebten Vater bei seinen weitläufigen Dekanatgeschäften im Predigen unterstützen zu können (da nach der bestehenden Einrichtung nur Repetenten als Vicare der ordentlichen Prediger eintreten dürfen). Aber diese schöne Hoffnung sollte nicht erfüllt werden, indem er schon ein Vierteljahr vor dem Antritt seiner Repetentenstelle zu großem Schmerz für sein kindliches Gefühl, seinen Vater durch eine, damals in Tübingen herrschende ansteckende Krankheit verlor. Nachdem er gegen drei Jahre die Repetition und zugleich noch das früher angetretene Bibliothekariat am theologischen Stift versehen hatte, trat er im Frühling 1796 eine Reise durch den größten Theil von Deutschland an, wozu er vom herzoglichen Consistorium die gnädige Erlaubniß, und vom herzoglichen Kirchenrath einen Kostenbeitrag erhielt. Sein Weg führte ihn über Heidelberg, Frankfurt, Marburg und Kassel nach Göttingen, wo er die Sommermonate in dem Hause seines Anverwandten, Herrn Hofrath Gmelin zubrachte, und seine Zeit theils zu Benützung der dortigen Bibliothek, und zu einigen litterarischen Arbeiten, theils zum Umgang mit den dortigen Gelehrten, und einigen vaterländischen Freunden, die sich zu gleicher Zeit dort aufhielten, verwendete. Im Herbst des Jahres setzte er seine Reise über Braunschweig, Helm-

ſtädt und Wolfenbüttel nach Hamburg, Kiel und Eutin fort, in welch' letzterem Orte er die Freude hatte, einen nahen Verwandten, den Hofrath Helwig nach langer Zwiſchenzeit wieder zu ſehen. Von da reiste er nach Berlin, Wittenberg, Dresden, Halle und Jena. Die beiden letzteren Orte hielten ihn etwas länger feſt, er beſuchte von Jena aus auch noch Weimar, Erfurt, Neudietendorf, Schnepfenthal und Gotha, und kehrte hierauf über Erlangen und Nürnberg in ſein Vaterland zurück, im Februar 1797.

Er hatte ſich bei dieſer Reiſe den Zweck vorgeſetzt, theils durch Benutzung der vornehmſten Bibliotheken, und Bekanntſchaft mit den angeſehenſten Theologen Deutſchlands ſich in der Wiſſenſchaft weiter zu bilden, theils überhaupt ſich mit dem deutſchen Vaterlande bekannter zu machen, und durch ausgebreitetere Menſchenkenntniß eine vielſeitigere und richtige Anſicht der Lebensverhältniſſe zu gewinnen. Wie ſorgfältig er dieſen Zweck im Auge behielt, beweiſen ſeine Reiſebemerkungen, aus welchen ſeine Beobachtungsgabe, ſein richtiges und humanes Urtheil, und ſeine Aufmerkſamkeit auf alle, auch allgemein wiſſenswürdige, und nicht blos litterariſche Gegenſtände erhellt. Er ſelbſt gedachte mit ehrfurchtsvollem Dank gegen den allmächtigen Regenten ſeiner Schickſale des Nutzens und des Vergnügens, das ihm dieſer Aufenthalt im Auslande gewährte. Aber ſchnell ſollten dieſe frohen Erfahrungen mit ernſten und ſchweren Prüfungen wech-

seln, welche ihm Gottes Weisheit gleich nach seiner Rückkehr aufzulegen für gut fand. Noch in demselben Frühling (1797) verlor er seine verehrte Großmutter, die Frau Dr. Gmelin. Zu Ende des Sommers mußte er seinen einzigen noch lebenden trefflichen Bruder, der sich der Arzneiwissenschaft gewidmet hatte, zu Grabe begleiten, und am Ende des folgenden Jahres (1798) unterlag seine zärtlich geliebte Mutter einer schleichenden Krankheit, die lange an ihren Kräften gezehrt hatte. Der letzte Vorfall mischte besonders einen sehr bemerkbaren Zusatz von Wehmuth in das sonst innige Vergnügen, das ihm wenige Wochen nachher zu Theil wurde, da er seine einzige geliebte Schwester mit einem vieljährigen bewährten Freunde, dem in die Ewigkeit vorangegangenen Pfarrer M. Schmid zu trauen das Glück hatte. Noch ein Jahr lang bekleidete er nach seiner Rückkehr in's Vaterland die Repetentenstelle in Tübingen. Im Frühjahre 1798 wurde er zum Vicariat nach Stuttgart berufen, und, nachdem er dasselbe zehen Monate versehen, im Januar 1800 zum Diakonus in Marbach ernannt.

Vor dem Antritt seines Amtes trat er den 27sten Febr. 1800 in die Ehe mit Jgfr. Johanne Elisabethe, der einzigen Tochter des nun verewigten damaligen Dekans in Neuffen, Carl Friedrich Hartmann, und der zweiten Gattin desselben, Sophie Elisabethe, geb. Becherer. Gegenseitige innige Liebe und Hochschätzung schlangen dieses beglückende

Band immer fester, dessen unerwartet schnelle Auflösung für diese Erde der hinterbliebenen Gattin den reichen Genuß so vieler Vorzüge des Geistes und Herzens, welche den geliebten Vollendeten auszeichneten, auf eine so schmerzliche Weise entzog.

Mit Sorgfalt und Treue unterzog er sich den Arbeiten seines neuen Berufs. In seinen öffentlichen Vorträgen, auf die er sich immer gewissenhaft vorbereitete, so wie in dem religiösen Jugend-Unterricht suchte er durch klare Belehrung auf das Herz zu wirken, und den Glauben an die Wahrheiten des Christenthums, die er selbst hochschätzte, in den Gemüthern seiner Zuhörer zu wecken und zu begründen. In seiner ganzen Amtsführung bewies er, wie wichtig und achtungswerth ihm der Beruf des Geistlichen sey; und wenn er einerseits das Beschränkte seines damaligen Wirkungskreises lebhaft fühlte, so betrachtete er es auf der andern Seite als eine besondere Annehmlichkeit dieser Stelle, daß ihm neben der pflichtmäßigen Erfüllung seines Berufs auch noch Muße blieb, seine wissenschaftlichen Arbeiten fortzusetzen. Mit Vergnügen übernahm er daher die, ihm vom kurfürstl. Consistorium übertragene Bearbeitung der, zum Gebrauch in der würtembergischen Kirche bestimmten sogenannten Summarien, d. h. einer praktischen Erklärung eines Theils der Psalmen, und schrieb zu gleicher Zeit einen vollständigen gelehrten Commentar über dies ganze Buch, dessen öffentliche Bekanntmachung damals nur durch die ungünstigen Verhältnisse des

Buchhandels, später durch Mangel an Muße, die indeß erschienenen Werke gleiches Inhalts zu vergleichen, und seine Arbeit zu revidiren verhindert wurde. Außerdem beschäftigten ihn einige andere theologische Untersuchungen, zu welchen ihn seine eigene Wahl bestimmte. Das Interesse für diese Studien hielt ihn vorzüglich ab, einer höchsten Orts ergangenen Aufforderung zur Annahme der im Jahre 1804 errichteten Hofprediger-Stelle in Ellwangen zu folgen, und bestimmte ihn, dieselbe mit der Erklärung abzubitten, daß die Tendenz seines Privatfleißes mehr auf das Reine und Theoretische seiner Wissenschaft, als darauf gerichtet gewesen, sich einen Vorrath kirchlich-politischer Einsichten zu erwerben, wie sie diese Stelle, in die er nicht mit ruhiger Selbstbilligung unvorbereitet eintreten könnte, erfordern würde.

Sein häusliches Leben in dieser Periode wurde nur durch Ein trauriges Ereigniß getrübt. Am Schluß des ersten Jahres seines Aufenthalts in Marbach (Frühling 1801) starb bei einem Besuche in seinem Hause ein ihm theurer Bruder seiner Gattin an einer schnell zunehmenden Brustkrankheit, und schied mit innigem Dankgefühl gegen den geliebten Schwager, welcher mit herzlicher Theilnahme dem Schwer-Erkrankten entgegenkam, und mit treuer Sorgfalt darauf bedacht war, ihm jede mögliche Erleichterung zu verschaffen. Dagegen bereitete ihm die Freundschaft bald darauf manchen erheiternden Lebensgenuß. Die göttliche Vorsehung führte in

demſelben Jahre 1801 einen von ihm innig geſchätzten Jugendfreund nach kurzer Trennung unter gleichen Verhältniſſen in ſeine Nachbarſchaft. Der jetzt in Bernhauſen angeſtellte Herr Pfarrer M. Neufer erhielt damals als erſte Anſtellung die Pfarrei Benningen, deren freundliche Nähe bei Marbach beiden Freunden und ihren ſchon früher auf gleiche Weiſe verbundenen Gattinnen einen beinahe täglichen Umgang geſtattete. Hier verlebten ſie, verbunden mit einigen andern Freunden der Umgegend, fünf Jahre in herzlichem und ungeſtörtem Familienbunde, und der dem Seligen ſonſt ſo vollkommene Ruf in ſeine Vaterſtadt hatte nur die einzige Schattenſeite für ihn, daß er die Trennung von dieſem freundlichen Kreiſe herbeiführte.

Im Frühling des Jahres 1806 ward er nämlich zum vierten außerordentlichen Profeſſor der Theologie und vierten Früh-Prediger in Tübingen gnädigſt berufen, und trat dieſe Stelle mit einer Inaugural-Diſſertation über die Pſalmen, und einer Introductions-Rede über Zweck und Nutzen theologiſcher Vorleſungen im Mai deſſelben Jahres wirklich an. Neben vielen älteren Familien- und Freundſchaftsbanden, welche ihn an ſeinen neuen Wohnort knüpften, erhielt derſelbe beſonderen Reiz für ihn durch die Nähe ſeiner einzigen geliebten Schweſter, und ihres ihm längſt freundſchaftlich verbundenen Gatten, des Pfarrers M. Schmid in Kirchberg. Aber nur kurz ſollte er dieſer Freude genießen; die durch viele Leiden ſchon erſchütterte Geſundheit ſei-

nes Schwagers erlag den wiederholten heftigen Anfällen schon im Mai des Jahrs 1807 und der durch diesen Verlust tief Ergriffene fand nur darin Beruhigung, daß nun seine zärtlich geliebte Schwester mit ihren beiden Kindern hier ihren Wohnort wählte, und in ununterbrochenem trautem Umgang mit dem ihr treu ergebenen Bruder zu mancher Erheiterung für ihn zusammenlebte.

Zwei Jahre nach diesem schmerzhaften Ereigniß bereitete ihm die Gnade seines Gottes die größte Freude seines Lebens. Nach neunjähriger Dauer seiner ehelichen Verbindung wurde ihm den 21sten Sept. 1809 ein Sohn, Karl Ernst Albert, geboren, und damit ein Wunsch seines Herzens erfüllt, den er lange gehegt, aber mit zarter Schonung verborgen hatte. Mit gerührtem Danke freute er sich dieses Geschenks seines Gottes. Nach neun Jahren, den 29. Oct. 1818, wurde ihm ein zweiter Sohn geboren, doch mehr um ihm gezeigt, als gegeben zu werden. Denn nach wenigen Tagen ward er seinen Eltern wieder entrückt, am Geburtstage des Vaters, der ihm mit Liebe und Ergebung in den Willen dessen, der ihn gegeben und wieder genommen hatte, nachblickte, und diese Gefühle seines Innern bei der schleunigen Taufe des Kindes in dem diesem Wegeilenden gegebenen Namen: Theodor ausdrückte. Mehr als er äußerte, beschäftigte bei diesem Anlaß sein tiefes Gefühl, das sich nie durch breiten Erguß verflüchtigte, der Gedanke an eine höhere Welt, umschlang bei ihm ein unsichtbares, doch festes Band

um Gegenwart und Zukunft, durch besondere Aeußerlichkeiten zu offenbaren, aber desto tiefer lag in seiner Brust ein aufrichtiges unbegränztes Wohlwollen gegen die Menschen, das in seiner Nähe durch seine biedere Offenheit und Vertraulichkeit Jedem fühlbar wurde, und seinen geistreichen und heitern Umgang doppelt anziehend machte. Es wehte aber auch in ihm jener ächte Geist des Christenthums, der Alles zum Besten kehrt. Denn eine eigene Redlichkeit und Geradheit hielt ihn ab, Andere ungünstig zu beurtheilen, vielmehr war er bemüht, an den Menschen und ihren Handlungen die bessere Seite aufzusuchen und Schwächen und Beleidigungen zu entschuldigen. Ueberhaupt aber war Niemand geneigter als Er, die Vorzüge und den Werth Anderer anzuerkennen, und an jedem die Verdienste seines intellektuellen oder moralischen Charakters mit ungeheuchelter Achtung zu schätzen. Wo er einer Noth abhelfen, Verlassene unterstützen, Bedrängte erleichtern konnte, da war er stets thätig, die geeigneten Mittel aufzufinden, und in Bewegung zu setzen, ohne Aufsehen zu machen, so daß es wohl nur wenige, die ihn näher kannten, bemerkten. Am geistigen und leiblichen Wohl der Menschheit nahm er immer den wärmsten Antheil, und zu demselben nach Kräften beizutragen, war für ihn ein segensreicher Genuß. Mit welchem Interesse sprach und wirkte er immer für die Erleuchtung und Veredlung der Menschheit, welche Theilnahme hatte die Bibel-Sache bei ihm gefunden, und wie lebhaft sprach sein Gefühl und sein Nachdenken die Sache

der Kirche an, deren Lage, gerechte Wünsche und wichtigste Bedürfnisse sein Herz und seinen Geist besonders in der letzten Zeit seines Lebens vielfach beschäftigten. Wenn auf diese Weise sein Herz für die ganze Menschheit offen war, so zeigte es sich noch weit herzlicher und theilnehmender im engern Familienkreise. Treue Sorgfalt und Aufmerksamkeit, herzliche Vertraulichkeit, und zarte Schonung und Gefälligkeit bezeichneten hier überall sein Leben, und machten diese Verhältnisse zu den schönsten und beglückendsten.

Aus seiner liebevollen Gesinnung ergab sich von selbst eine frohe Hoffnung für die gegenwärtige und künftige Welt. Es war ihm ein tröstlicher Gedanke, daß das Licht der Wahrheit in unsern Tagen zu solcher Kraft und Stärke gelangt sey, daß die vielfachen Verfinsterungs-Versuche der Zeit, die ihn mit edlem Unwillen erfüllten, nichts wie er hoffte, gegen dieselbe vermögen würden. In allen seinen Verhältnissen wirkte er für das Gute in der Hoffnung, daß, was auch nicht sogleich zur Reife gedeihe, doch in der Folge sich entwickeln könne, und dieß trostreiches Licht und eine erhebende heitere Richtung gaben seinem Geiste Glauben, Liebe und Hoffnung, diese edelsten Gaben des Christenthums. Wie tief er ihren Werth fühlte, hatte er drei Jahre zuvor (im Jahre 1815). bei dem Tode seines Schwiegervaters ausgesprochen, der die letzten Monate seines Lebens in seiner Nähe zubrachte, und mit dem er mehr noch durch Gesinnung als Familienbande verbunden war.

Und wie sehr sie sein ganzes Wesen durchdrungen hatten, bewies überhaupt sein Wirken, dessen Eigenthümlichkeit sich nach jenen Rücksichten am besten bezeichnen läßt. Ehrfurchtsvoller Glauben an Gott machte ihn furchtlos und treu in seinem Berufe, in welchem er Wahrheit und Recht sich zum unverbrüchlichen Gesetz seines Handelns gemacht hatte. Dabei waren es nie dunkle Gefühle, denen er folgte, sondern die klare und besonnene Ueberzeugung, die er durch reife Betrachtung gewonnen hatte. Daher die Ruhe und Mäßigung, mit welcher er jeder Zeit auftrat, und die seinem Handeln entschiedene Würde und Kraft ertheilte, daher die Offenheit und Geradheit seines Charakters, welche dabei der nöthigen Klugheit nie ermangelte. Noch mehr äußerte sich seine ächte Religiosität in gewissenhafter Besorgung auch lästiger und zeitraubender Geschäfte, von denen er sich, wenn sie unbedeutend und unwesentlich scheinen konnten, nie lossagte, wenn Pflicht und Amt es forderten. Ueberhaupt aber beobachtete er in allen Berufsgeschäften eine Sorgfalt und Genauigkeit, welche bei Männern von seinem Talent und bei der Leichtigkeit, mit der er arbeitete, selten gefunden wird. Er überließ sich bei keinem Geschäft der Eingebung des Augenblicks, sondern hatte immer sich wenigstens einige Bemerkungen niedergeschrieben. — Dazu wirkte hauptsächlich die liebenswürdige Bescheidenheit mit, die sein ganzes Wesen durchdrang, und bei welcher er, eingedenk der Forderungen der höchsten Vollkommenheit, auf seine Leistungen nie

einen besondern Werth legte. So war sein Glaube an Gott ein thätiger Glaube, und sein Handeln eine Wirkung tiefer religiöser Gefühle und Empfindungen, welche er nie zur Schau zu stellen liebte, sondern nur bei ersten und wichtigten Anlässen unter wenigen mit Wärme äußerte, gewöhnlich aber ins stille Heiligthum seines Innern verschloß. Nur durch die ungeheuchelte und wahre Hochachtung gegen wahrhaft edle und fromme Menschen der Vorzeit und Mitwelt, die er unumwunden aussprach, gab sich diese religiöse Stimmung seines Gemüths auch äußerlich zu erkennen.

Gleich diesem Glauben war seine Liebe gegen die Menschen. Sie pflegte sich nicht in leeren Worten zu ergießen, oder gab ihm Muth und Kraft, unermüdet auch da thätig zu seyn, wofür den Augenblick kein Erfolg erwartet werden konnte. Noch mehr ermuthigte ihn der Gedanke an die künftige Welt, auf die er mit Ruhe und Heiterkeit hinblickte, und in der er alle die Guten finden sollte, die sein Herz so innig verehrte, und die ihm dorthin vorangegangen waren.

Diese moralischen Eigenschaften hatten ohne Zweifel auch seinem Geiste die Richtung auf die Theologie gegeben. Er äußerte selbst, daß er dieses Studium jedem andern deßwegen vorziehe, und es mit keinem andern vertauschen möchte, weil der Gegenstand desselben der größte und erhabenste, Gott und Ewigkeit sey, und neben dem Geiste auch das Herz in Anspruch nehme. Eine solche Ansicht mußte ihn

aber auch um so geneigter für die Wissenschaft machen, der er sich gewidmet hatte. Nach Wahrheit zu forschen, war hier die Aufgabe seines Strebens. Gleich fern von Anhänglichkeit an eine stehend gewordene Ansicht, vom Haschen nach Neuem und vom Schwanken zwischen Entgegengesetzten suchte er überall durch eigenes Prüfen und Forschen zu einer festen und bestimmten Ueberzeugung zu gelangen. Dabei war er weit entfernt, eine entgegenstehende oder etwas abweichende Meinung unduldsam zu verwerfen, er betrachtete vielmehr jede aus redlichem Forschen hervorgegangene Ansicht als ein Mittel, der Wahrheit durch Vergleichung der Differenzpunkte näher zu kommen. Dagegen war es seinem Sinn für Religion und Christenthum ganz zuwider, wenn aus bloßer Neuerungssucht und Nebenrücksichten heilige Wahrheiten nicht mit der hohen Achtung behandelt wurden, welche sie fordern. Wenn er auch das Gute in solchen Versuchen nicht verkannte, so konnte er sich doch mit dem Geist derselben nicht befreunden, noch ihnen mehr als einen ephemeren Werth zugestehen. In ihm selbst hatte die Ueberzeugung von dem genauen Zusammenhang der göttlichen Führungen im A. und N. T., von der fortschreitenden Entwicklung des göttlichen Plans zur Erziehung des Menschen-Geschlechts, und von der hohen Vollendung und Unübertrefflichkeit der Offenbarung durch Jesus eine unerschütterliche Festigkeit gewonnen. Mit Liebe hatte sein heller Geist die Urkunden des A. T. durchforscht, und sich darauf schon frühe, und besonders

auch auf seinen Reisen zum Studium der Apokryphen gewendet, in welchem er die Uebergangspunkte auf's N. T., die allmählige Einleitung geistigerer Ansicht, oder die hellere Aufklärung alter, aber nicht gehörig beachteter Wahrheiten der Vorzeit zum besondern Gegenstand seiner Aufmerksamkeit machte. So mußte denn auch seine neutestamentl. Exegese eine Unbefangenheit und Eigenthümlichkeit erhalten, welche weder durch philosophische Vor-Begriffe und dialektische Spitzfindigkeit sich irre leiten ließ, noch durch starres Festhalten an den gewohnten Begriffen des dogmatischen Systems verhindert wurde, den großen und erhabenen Gang der Führungen Gottes zu erkennen, durch welche still aber kräftig die letzte und herrlichste Periode der Menschheit sich verbreitete, in welcher durch Christus das innerste Heiligthum der Wahrheit aufgeschlossen, und dessen unvergängliche Schätze in dem einfach erhabenen Worte Jesu und seiner Apostel den Menschen mitgetheilt wurden. Sein Glaube an Christus und die göttlichen Offenbarungen erhielt durch jene Betrachtungen einen festen Grund, denn es stund klar vor seinem Geiste die hohe und göttliche Vollendung der letztern, die übermenschliche und göttliche Größe ihres Urhebers, und die Weisheit und Güte Gottes, welche in einem fortschreitenden Stufengang diese letzte Enthüllung ihres Wesens und Willens vorbereitet hatte. Wer in diesem Resultate mit ihm zusammentrat, dessen Ueberzeugung ward ihm schätzbar und ach-

tungswerth, wenn er auch auf einem andern Weg zu derselben gelangt war, denn die Sache und nicht die Form war ihm das Wesen des Christenthums, das sich in seinem Geiste und Leben lebendig äußerte.

Jenem Bildungsgange und seiner Neigung angemessen war das Fach der alttestamentl. Exegese, das ihm zu Anfang seiner akademischen Laufbahn übertragen wurde. Aber auch für die historischen Fächer, die Dogmen- und Kirchengeschichte, welche ihm bald darauf durch veränderte Verhältnisse zufielen, hatte ihn sein früheres Studium, verbunden mit der natürlichen Leichtigkeit, in Anderer Ansichten sich hineinzudenken, so vorbereitet und gebildet, daß er sich bald in denselben einheimisch fand, und die ästhetische Bildung, die er sich durch die Bekanntschaft mit den vorzüglichsten deutschen Dichtern und Prosaisten verschafft hatte, wirkte nicht unmerklich auch auf die Lebendigkeit der Darstellung ein. Neben seinen Vorträgen über jene Fächer hielt er Vorlesungen über Theologie des A. T., über Plank's Darstellung der christlichen Hauptsysteme, über die Einleitung ins A. T., die Pericopen und die Encyklopädie der theologischen Wissenschaften bis zum Jahre 1812. Als damals sein von ihm hochgeschätzter und ungern vermißter Freund, C. C. von Flatt in Stuttgart, in das Königl. Consistorium und zur Stiftspredigerstelle berufen wurde, und er in dessen Stelle einrückte, übernahm er die Vorlesungen über die Synopsis und Apostelgeschichte, und bald darauf nach dem Tode des verehrten Prof. Baur auch über

die Dogmatik. In allen diesen Fächern zeichneten Ordnung, Klarheit und Darstellung seine Vorträge aus, und setzten ihn in eine wohlthätige geistige Wechselwirkung mit seinen Zuhörern, deren größter Theil mit dankbarer Hochachtung sich seines Unterrichts erinnert. Es war jedoch nicht bloß die intellektuelle, sondern auch die moralische Bildung künftiger Religionslehrer, welche seinem reinsittlichen Charakter am Herzen lag, und auf welche hinzuwirken er sich durch sein Amt als Superattendent des theologischen Seminars verpflichtet fühlte. Und seinem tadellosen und achtungswürdigen Charakter, seiner Anspruchlosigkeit und freundlichen Annäherung zu den Studirenden gelang es wohl bei Manchem, die Keime der Religiosität zu wecken, zu bewahren und zu entwickeln. Er fühlte sich auch in diesem Berufe so glücklich und an die ihm theuren vaterländischen Anstalten so geknüpft, daß er zwei vortheilhafte Anerbietungen auf auswärtige Lehrstellen, die ihm im Jahre 1818 gemacht wurden, ohne Bedenken ablehnte, denn er hielt sich, wie er aus dieser Veranlassung äußerte, für verpflichtet, dem Dienste des Vaterlandes, dessen Anstalten er selbst so vieles verdanke, das, was er etwa von Fähigkeiten und Kräften besitze, zu widmen.

Mit diesen Eigenschaften des Lehrers stand bei ihm in seltenem Verein eine klare Ansicht der Lebensverhältnisse und ruhige Besonnenheit. Dieß gab ihm zumal bei einer glücklichen Wahl des Ausdrucks, der ihm immer zu Gebote stand, eine Geschäftsge-

wandtheit, welche sein wohlwollendes Gemüth immer zum Besten Anderer und zu schonender Berücksichtigung entgegenstehender Ansichten, welche seiner gewissenhaft erworbenen Ueberzeugung im Wege standen, benützte. Aber eben darin behauptete er um so mehr jene männliche Festigkeit, welche frei von Selbstsucht und Eigenliebe das erkannte Gute mit Beharrlichkeit wollte, und mit der aufrichtigsten Bescheidenheit verbunden, jedem unbefangenen Beobachter Hochachtung abnöthigte.

In seinen äußern Verhältnissen ergaben sich seit seinem Amtsantritt in Tübingen noch folgende Veränderungen: im Jahre 1810 wurde er ordentl. Professor und Mitglied des Senats, auch bis 1817 des Ehegerichts (bei dem Königl. Ober-Tribunal) das sich bis zu jener Zeit in Tübingen befand. Im Jahre 1822 trat er in die Stelle des seel. Herrn Prälaten v. Flatt, den er noch als seinen Lehrer verehrt hatte, und gegen den er die gleiche Verehrung stets bewahrte, als Probst der St. Georgenkirche, erster Professor der Theologie und Frühprediger ein. Durch die Gnade des Königs ward ihm im Jahre 1820 der Titel eines Prälaten, und im Jahre 1823 der Orden der würtemb. Krone ertheilt.

Seine Gesundheit wurde nur Einmal im Jahre 1816 durch ein heftiges Nervenfieber angegriffen; im übrigen war sie dauerhaft, und seine ungeschwächte körperliche Kraft ließ sich noch eine längere Reihe von Lebensjahren hoffen. Um so weniger konnte man eine leichte und gefahrlose Operation bedenklich fin-

den, der er sich den 17ten März unterwarf. Aber unerwartet trat in der folgenden Nacht eine starke Verblutung ein, deren ungünstige Folgen sich sogleich durch unregelmäßigen Puls zu erkennen gaben, und den 23sten März 1826 unvermuthet schnell ihn der Erde und den trauernden Seinigen entriß.

Er schied, wie er gelebt hatte, mit der Ruhe eines guten Gewissens, sanft und schmerzlos, nachdem seine treue Liebe kaum noch den Seinen das letzte Lebewohl! zugerufen.

Die Schriften, die der Verewigte herausgab, sind in chronologischer Ordnung folgende:

Ueber die muthmaßliche Quelle der alten lateinischen Uebersetzung des Buchs Sirach in Eichhorn Bibliothek für bibl. Litteratur, Bd. 7 St. 5. 1796. S. 1852. ff.

Bemerkungen über den Versuch, das Christenthum aus dem Essaismus abzuleiten, in Flatt's Magazin für christl. Dogmatik und Moral, Thl. 7. 1801. S. 126..

Dissertatio (inaugural.) theologico — critica ad introductiones in librum Psalmorum supplementa quædam exhibens. Tub. 1806.

Quid in augenda immortalitatis doctrina religioni christianæ ipsi hujus conditores tribuerint Tub. 1808.

Ideen zur historisch- analytischen Erklärung des

Socinischen Lehrbegriffes in Süskinds Fortsezzung des Flatt'schen Magazins, St. S. 133. St. 15. S. 104. St. 16. S. 90.

Commentatio hist. theol. quid doctrina de animorum immortalitate religioni christianæ debeat, ex causæ natura et ex rebus factis monstrans. Eine Reihe von zehen theologischen Dissertationen und Programmen vom Jahre 1809 — 1817.

Progr. Interprectatio loci Paulini Rom. 2, 11 — 16. Tub. 1813.

Ueber das Alter der jüdischen Proselyten-Taufe, eine historische Untersuchung. Tüb. bei Osiander 1814.

Progr. Operis in sacris reformandis peracti, indoles religiosa magis, quam politica commendatur et defenditur. Tub. 1817. Wieder abgedruckt in Bahnmaiers Beschreibung der Feyer des dritten Sekularfestes der Reformation in Tübingen, Tüb. bei Fues. S. 1. wo auch S. 34. die am Reformationsfest über Joh. 8, 31. 32. gehaltene Predigt und S. 166. einige Worte zum Schluß dieser Feyer im Seminar und S. 206. die bei Proclamirung der Seculardoktoren gehaltene Rede von dem Vollendeten aufgenommen sind.

De Conversione Pauli, zwei Programme. Tub. 1819. 1820. Symbolarum ad solvendam quæstio-

nem an Judæi Jesu et Apostolis antiquiores iisque et quales naturam divinam vel humanam salim majorem in Messia apparituram præstolati sint. Part. I. II. III. Tub. 1822. 1823.

Progr. De Lego Johanneo. Tub. 1824.

Aufſätze und Recenſionen in dem von ihm ſeit 1816 beſorgten und herausgegebenen Archiv für Theologie und ihre neueſte Litteratur. Tübingen bei Oſiander. 8 Bände.

Recenſionen in den Tüb. gel. Anzeigen und in der Jen. Litteraturzeitung.

Prälat v. Schmid.

1756—1827.

Prälat v. Schmid.

1756 — 1827.

Das Leben eines Mannes, der eine lange Reihe von Jahren in einem bedeutenden Wirkungskreise glänzte, der mit tiefer und umfassender Geistesbildung einen Charakter vereinigte, welcher ihm im öffentlichen Leben die allgemeine Achtung, im Privatleben die innigste Verehrung und Liebe gewann, eines solchen Mannes Leben verdiente eine ausführlichere Darstellung, als wir hier zu geben vermögen; aber auch ein kurzer Abriß wird, hoffen wir, seinen vielen Freunden und Verehrern im Vaterlande und im Auslande willkommen seyn.

Er wurde geboren am 25sten Juni 1756 zu Ebingen, einer damaligen herzogl. würtembergischen Oberamtsstadt, jetzt zum Oberamt Balingen im Schwarzwaldkreis gehörig, wo sein Vater, Joh. Gottfried Schmid, Schönfärber und Theilhaber an einer Zeugfabrik war; seine Mutter war Maria Christina, geb. Volz, Schwester des noch lebenden Dekans M. Volz in Biberach. In einem ungewöhnlich schwächlichen Körper, der, an der englischen Krank-

heit leidend, lange durch Maschinen gerade erhalten werden mußte, bis er endlich mit den Jahren und durch die feste Willenskraft des sich nie verweichlichenden Jünglings erstarkte, regte sich in der zartesten Jugend schon ein in der schönsten Entwicklung entgegenstrebender Geist. Lernen und Leben war des Knaben Lust, und er konnte sich so ganz darein vertiefen und darüber vergessen, daß ihn einst seine Eltern mehrere Stunden lang vermißten, mit Sorge in der ganzen Stadt suchen ließen, und ihn endlich in einem Nachbarshause ruhig und heiter in der Bibel lesend fanden. In Ebingen genoß er in der lateinischen Schule den Unterricht der Präceptoren Gurth, Vater und Sohns, von denen der Letztere besonders geist- und kenntnißreich war *), und zeichnete sich bald so sehr unter seinen Mitschülern aus, daß er schon in seinem zehnten Jahre aufgefordert werden konnte, bei einem Schulfeste eine Rede zu halten. Zwei Jahre später, im Herbste 1768, zogen seine Eltern nach Ulm, und hier war es, wo sich sein Geist ganz für die Wissenschaften erwärmte und bestimmte. Diese Stadt betrachtete er von nun an bis an sein Ende als seine eigentliche Vaterstadt, und wandte sich hier sein ganzes Leben hindurch eine Liebe zu, welche ihr die schönsten Früchte brachte,

*) Ein sehr charakteristischer Brief von ihm an Bodmer steht in den Briefen berühmter und edler Deutschen an Bodmer (herausg. v. G. F. Stäudlin. Stuttgart 1794). S. 258 — 264.

und wenn nicht Dankbarkeit eine unsern Nachkommen fremde Tugend wird, sein Andenken in stetem Segen erhalten muß. — Gut vorbereitet, trat der zwölfjährige Knabe schon in eine der höhern Klassen des Ulmischen Gymnasiums, und im Jahre 1773 in die Reihe der hiesigen Studiosen, wo er die Vorlesungen der Professoren an dem damaligen akademischen Gymnasium mit solchem Eifer und Erfolg besuchte, daß er, durch ein gründliches und zweckmäßiges Privatstudium unterstützt und gekräftigt, sich schon ihm Jahre 1775 stark genug fühlte, die Universität beziehen zu können. Aber in diesem Jahre ereignete sich ein Vorfall, der ihn beinahe auf eine ganz andere Lebensbahn geworfen hätte. In seinem 15ten Jahre hatte er seinen Vater verloren, und seine Mutter ihm und seinen sechs jüngern Geschwistern einen zweiten Vater in der Person des Herrn Georg Selle aus Sachsen gegeben. Wohl versorgt war die Familie durch diesen rechtschaffenen und verständigen Mann, mit dem der dankbare Sohn bis zu dessen, 1811 erfolgten Tod, in der freundschaftlichsten Verbindung lebte. An diesen wandte sich der nach höheren Studien dürstende Jüngling mit der Bitte, an Ostern 1776 die Universität beziehen zu dürfen, und nahm eine Hoffnung gewährende Antwort für eine bestimmte Versicherung. Als sich aber nach einiger Zeit die entschiedene Unmöglichkeit, ihn jetzt schon gehen zu lassen, bestimmt aussprach, und der Sohn etwas zu stark fühlen mochte, daß die Anstalt seiner Vaterstadt ihn jetzt geistig zu fördern

nicht weiter vermöge; so entfernte er sich, durch die getäuschte Erwartung tief gekränkt, aus dem väterlichen Hause, und begab sich nach Marschlins, wo, wie er kurz zuvor von dem hier durchreisenden Dr. Bahrdt gehört hatte, Hr. v. Salis ein Philantropie errichtet hatte. Hier traf er den Gründer der Anstalt unter der Thüre seines Hauses, und wendete sich mit seinem Wunsche an denselben, bei ihm ein Unterkommen zu finden. „Als Lehrer oder als Zögling?" war die Frage, und die Antwort: „Als was Sie wollen!" Aber die Erwiederung lautete ablehnend; „Man wüßte ihn nicht zu gebrauchen und zu verwenden," und der abermals — wohl zu seinem Glücke — Getäuschte wandte sich, so ziemlich von Allem entblößt, wieder dem Vaterlande zu, auf welchem Wege ihn sogar die verkauften silbernen Schuhschnallen ernähren helfen mußten. Die Eltern waren indeß in banger Besorgniß um ihn gewesen, und hatten den stets so gutmüthigen, geregelten und gehorsamen Sohn nicht ohne Gefühl der Reue über das Versagen seines Wunsches, öffentlich ausschreiben lassen, und zur Rückkehr aufgefordert. Der Wandernde war indessen auf seiner ersten und letzten abentheuerlichen Reise in die Nähe von Biberach gekommen. Da erblickt ihn auf einmal sein spazierenfahrender Oheim auf der Straße: er hört die Stimme seines jüngern Bruders: „Da geht der Christoph!" — er wird mit Freude eingeholt, in den Wagen aufgenommen, gelabt, und auf der Stelle durch eine vorbeifahrende Post den Eltern

Nachricht von dem Wiedergefundenen ertheilt, der heimzukehren verspricht, wenn von dem Vorgefallenen nicht weiter die Rede seyn soll, und der Bezug der Universität an Ostern gemacht werde. Alles wurde in der Freude bewilligt und gehalten. In seinem zwanzigsten Jahre, sehr frühe für die damaligen Zeiten und Verhältnisse, zog der trefflich vorbereitete, von Liebe zu den Wissenschaften glühende Jüngling nach Erlangen, um dort Theologie zu studiren. Der Segen seiner Mutter und seiner Geschwister begleitete ihn; denn während des Wittwenstandes der Mutter hatte er, als der älteste Sohn, mit seltener Selbstständigkeit des Charakters im Verein der Mutter das Hauswesen und die Erziehung der jüngeren sechs Geschwister geleitet, und, bei gänzlicher Zurückgezogenheit von allen Zerstreuungen, in den Nächten die Zeit für die Studien gefunden, welche ihm die zum Theil sehr fremdartigen Geschäfte des Tages geraubt hatten. Diese Gewöhnung an Eingezogenheit kam ihm bei sehr körperlicher Unterstützung aus dem Elternhause, und sehr sparsam fließenden Stipendien aus der Vaterstadt auf der Universität sehr gut zu Statten. Er lebte ohne schmerzliches Vermissen desjenigen, was andere Lebensgenuß nennen, in seinem Innern befriedigt und beglückt, das würdigste akademische Leben, genoß im schönsten Sinne das Glück der Freundschaft, und knüpfte hier Bande mit edlen, gleichgestimmten Seelen, die nur der Tod trennte. Ungesucht ward dem so erfolgreich strebenden, und doch

alles Scheinen und Glänzen verschmähenden Jünglinge die Gunst und das Vertrauen der trefflichsten Lehrer zu Theil, von denen besonders Einer bedeutend auf den Gang seiner Studien, so wie seines ganzen künftigen Strebens und Lebens einwirkte, und auch gleich und zunächst seine äußere Lage sehr verbesserte. Es war dies der würdige Dr. Joh. G. Rosenmüller. Dieser nahm ihn anfangs zum Lehrer, und nach kurzer Zeit zum Erzieher seiner Söhne an. In dem Hause dieses Mannes blieb ihm theils Muße genug, sich gründlicher und vielseitiger auszubilden, als in unsern Tagen die Mehrzahl der nur für das unmittelbare Bedürfniß, für die Prüfungen studirenden, und eben so von der Akademie, als auf sie eilenden Jünglinge zu thun pflegt; theils waren ihm hier litterarische Hülfsmittel gewährt, die er mit Geist zu benützen verstand, und — das Erfreulichste für ihn — er sah sich im Stande, seine akademische Laufbahn weit über die gewöhnliche Zeit zu verlängern, da das Vaterland reichlich mit Candidaten versehen, seine auswärts studirenden Söhne nicht eben so sehr früher Anstellung zurückzurufen pflegte. Im Jahre 1782 vertheidigte er mit Gewandtheit und sehr rühmlich eine von ihm selbst verfaßte Dissertation: De legis Mosaicæ apud veteres Christianos Auctoritate (4. Erlang.) wurde dadurch Magister legens, und hielt Vorlesungen über Dogmen, Geschichte und Kirchen-, besonders Reformations-Geschichte. Die Neigung für diese speciellen Theile der Theologie war ihm

besonders durch folgende Veranlassung gekommen, die wir zum Theil mit seinen eigenen Worten, aus einem Briefe an Hyne, den er sieben Jahre später schrieb, erzählen. Durch Rosenmüller war in ihm vorzüglich Sinn für richtige und geschmackvolle Erklärung der heiligen Schriften und für Kirchengeschichte angeregt und geweckt worden. Tiefer eingedrungen in die letztere, als Studirende gewöhnlich zu thun pflegen, ließ er sich halb genöthigt, bewegen, mit seinem Freunde Bayer, nachmaligem K. Baierischem Consistorialrathe in Anspach, eine „Kirchengeschichte für allerlei Leser" herauszugeben, deren erster Theil auch wirklich in Nürnberg 1780 mit einer Vorrede Dr. Rosenmüllers erschien. Dieser, so wie der Verleger und auch wohl zum Theil das Publikum, schien mit der Arbeit nicht unzufrieden. „Aber mich, schreibt er, drückte die Planlosigkeit der Arbeit. Wir kannten das Terrain nicht, auf dem wir wandeln sollten. Ich gehe an die Quellen selbst. Eine Ausbeute von 6 Bogen, Auszüge aus den apostolischen Vätern und den ältesten Kirchenvätern war das Resultat einer nicht kleinen, darauf verwendeten Zeit." Aber da sich kein Ende absehen ließ, ward abgebrochen, da der Verfasser keinen Eilschreiber für einen Verleger abgeben wollte. Diese verunglückte Schriftstellerei hatte für mich eben so viele nachtheilige als vortheilhafte Folgen. Vortheilhaft war und blieb mir eine Kenntniß der Quellen und Neigung zum Quellenstudium überhaupt. Ohne den Zweck zu haben, jenes

Buch fortzusetzen, wurde doch das Studium der Kirchenväter fortgesetzt, auch sogar einige Scholastiker wurden gelesen und Nachforschungen über die Verhandlungen der Kirchenversammlungen angestellt. (Der Verfasser dieses Aufsatzes hat selbst noch mehrere interessante Blätter, Früchte jener Auszüge in seinen Händen). Nachtheilig war aber für die ganze künftige Zeit eine gewisse Entmuthigung, die den zu seiner eigenen Unzufriedenheit Aufgetretenen vielleicht für litterarische Productionen und deren Herausgabe allzuschüchtern machte, so daß er größtentheils nur kleinere Aufsätze lieferte, diese oft anonym herausgab, und fast immer nur Andern litterarische Dienste verschiedener Art leistete." Auch die Wahl des Thema's für die Magister-Disputation war nicht die seinige gewesen, sondern er hatte hier gleichfalls einem Wunsche Rosenmüllers nachgegeben. Außer den genannten Gegenständen lehrte er auch als Privatdocent die hebräische und englische Sprache. Im Jahre 1783 folgte Dr. Rosenmüller einem Rufe nach Gießen, und auch hierhin begleitete ihn sein Hauslehrer und Hausfreund. Auch hier machte Schmid bald interessante Bekanntschaften, und knüpfte ungeachtet seines ganz kurzen Aufenthalts in Gießen, manches schöne Band, das selbst den Abend des Lebens überlebte. Seine Rückkehr in's Vaterland erfolgte im Jahre 1784. Ein 28jähriger Candidat des Predigtamts war damals in Ulm eine Seltenheit, denn es gab wohl 40jährige, aber eine noch größere Seltenheit war

der ungewöhnlich hohe Grad von Bildung, welche der Candidat mitbrachte, und bei der Prüfung, so wie bei der Probepredigt, bewährte. War man sonst bei Geistlichen und Candidaten oft und nur gar zu häufig eine an den Volksdialekt gränzende Sprache gewohnt gewesen, so gefiel S., neben der Gediegenheit, Kraft und Wärme seines Vortrags, besonders auch durch die Reinheit seiner Sprache und Aussprache; und das war es, was auch das Volk im nachrühmen wollte, wenn es noch von ihm sagte, daß er mehr, als irgend Einer zu jener Zeit schriftmäßig spreche und predige.

Das erste Candidatenjahr brachte ihn auch in Verbindung mit seiner nachherigen vieljährigen treuen Lebensgefährtin, Juliane Catharine, geb. Dapp. Er verlobte sich mit ihr. Aber selbst diese innige, mit ganzer Seele geschlossene Verbindung vermochte nicht, ihm das Ziel einer immer höhern und vervollkommneten Ausbildung aus dem Auge zu rücken. Er sah, wie alle Candidaten, seine Anstellung noch in ziemlicher Ferne. In dem gewöhnlichen Gleise und Kreise der Harrenden sich herumzutreiben, schien ihm für seine geistige Vervollkommnung nicht fördernd, für sein Streben nicht bildend genug. Kaum verlobt, folgte er also einer Einladung des nach Leipzig berufenen D. Rosenmüller, verweilte bei diesem noch für Geist und Gemüth genußreiche Jahre, kam in Bekanntschaft und Verbindung mit den geachtetsten Gelehrten und Lehrern, und besuchte auch zur Erreichung desselben Zweckes Berlin, Dres-

den und andere Städte Brandenburgs und Sachsens; von welchen Reisen und Bekanntschaften er der geliebten Braut in die Heimath eine ununterbrochene Reihe der interessantesten Briefe schrieb. Vier Jahre verflossen ihm so, ihn auf eine Stufe der Bildung hebend, von der er sich die Bahn zu jedem großen und schönen Ziele geöffnet sah, zu dem sich sein Streben wenden mochte. Da starb im Jahre 1788 der Lehrer an der sechsten Klasse des vaterländischen Gymnasiums, Prof. J. H. Haid. — S. kehrte ins Vaterland zurück, und trefflich durch das Studium der Klassiker zum Lehrer, so wie durch das der Theologie zum geistlichen Stande, und wohl zum akademischen Docenten gebildet, nahm er die gerade offenstehende Stelle am Gymnasium, an der zweiten Klasse von oben, mit Freuden an, und mit der gegründeten Hoffnung, recht segensreich wirken zu können. Und wirklich hat ihm auch diese Anstalt eine Reihe von fast 40 Jahren hindurch, in seinen mancherley Stellungen zu ihr, bis an seinen Tod unendlich viel zu danken. Bald wurde sein Einfluß auf das wohlthätigste empfunden, ob ihm gleich der Neid mancher ihm nachgesetzten Untern, und mancher von ihm in Schatten gestellten Obern nicht eben die süßesten Stunden zu bereiten gedachte, und zu bereiten wußte. Häusliches, obwohl oft durch Nahrungssorgen bei zu kärglicher Besoldung getrübtes Glück erheiterte, die Liebe seiner Schüler und die Freude an ihren Fortschritten belohnte, und ein kleiner Kreis auserlesener Freunde ermuthigte ihn bei so manchen Hin-

dernissen, die er den dringendsten Verbesserungen an dem Gymnasium sich entgegenstellen sah. Die Anstalt war unendlich weit hinter dem Geiste der Zeit und den Verbesserungen zurückgeblieben, welche längst in ähnlichen Schulen Norddeutschlands eingeführt waren, die S. auf seinen Reisen, besonders in den 4 letzten Jahren, und nicht bloß oberflächlich, kennen gelernt hatte. Wir erkennen dieß am besten aus zwei Aktenstücken von seiner Hand dem einen, dem genannten Briefe an Heyne *), und einer unterthänigsten Vorstellung an ein Wohllöbliches Pfarrkirchenbaupflegamt (das war in Ulm die oberste Behörde für Kirchen- und Lehranstalten) um Einführung des griechischen Lesebuchs von Gedike. Wäre diese Vorstellung nicht zu ausführlich für den gegenwärtigen Zweck, sie verdiente als ein merkwürdiger Beleg abgedruckt zu werden, wie noch im Jahre 1789 die einfachsten und entschiedensten Wahrheiten und pädagogischen Grundsätze verkannt wurden, und bereits entwickelt werdne mußten, um nur begriffen zu werden, und einigen Eingang zu finden. Damals wurde in der

*) Heyne hatte neulich von S., seinen trefflichen Kenntnissen seinen Beifall als Docent und wohl auch von seiner sehr beschränkten Lage gehört, und ihm in einem sehr freundlichen Briefe vom 23ten Sept. 1789 angeboten, ihm durch seinen Einfluß eine academische oder eine andere Lehrstelle zu verschaffen. Schmid hatte ihm darauf unt. 16 Oct. 1789 geantwortet, und eine Abschrift dieser Antwort aufbewahrt.

sechsten Klasse nichts Griechisches, als das neue Testament gelesen; in der siebenten die schon 15 Jahre früher vom Rector J. P. Miller als untauglich erklärte Sammlung von drei sogenannten Reden des Sokrates (ad Demonicum, ad Nioclem, Niocles), dem Pseudo—Plutarch de liberorum educatione und den unterschobenen goldenen Sprüchen des Pythagoras. Mit Geist und Gründlichkeit, mit Bescheidenheit und edler Freimüthigkeit beweist er die Unzulänglichkeit der Sprache des N. T. zum Griechischlernen, und wie ungeeignet es als Lernstoff für Knaben sey. Die Werthlosigkeit der obengenannten Schriften aus dem klassischen Alterthum, und wie sie sich so ganz und gar nicht für Jünglinge, und zur Einführung in die wahrhaft klassische Litteratur eignen. Zur Ehre jener Behörde ist zu rühmen, daß S. seinen eigenen Zweck wenigstens zur Hälfte erreichte. Gedike ward eingeführt in den beiden obersten Klassen: jene Sammlung ward und blieb abgeschafft. Aber das neue Testament blieb darneben, und blieb noch eine Reihe von Jahren einzige öffentliche Lectüre der Studiosen, die vom 17ten oft bis gegen das dreißigste Jahr vor dem Beziehen der Universität die Collegien des academischen Gymnasiums besuchten, und lange Zeit nie einen griechischen Klassiker erklären hörten und lesen lernten, wenn sie nicht aus eigenem innern Triebe sich aufgefordert fühlten, mit ihnen Bekanntschaft zu machen. In dem Briefe an Heyne erzählt Schmid erst seinen obenberührten literarischen Lebenslauf, und schildert

alsdann seine Lage und die mächtigen Schwierigkeiten, die von Unwissenheit und Eifersucht jeder Verbesserung der Anstalt, die er so gerne heben möchte, die er so liebe, und der er selbst seine frühere Bildung verdanke, entgegengewälzt werden. Das Gymnasium stehe unter einem zweihauptigen Rectorat, dieses mit den Lehrern unter einem achtundzwanzighäuptigen Schulconvent, bestehend aus Geistlichen, Juristen, Aerzten und Kaufleuten, die eben nicht viel, weder vom alten noch vom neuem Schulwesen verstehen, und an deren Spitze sich ein zweihäuptiges, aus einem Geistlichen und einem Juristen bestehendes, Scholarchat befinde, abermals einem fünfhauptigen Amte untergeordnet, an welches die oben angeführte Vorstellung gerichtet war. Nur einen Collegen (das war Präceptor, später Conrector Juzi), habe er, der seine Ansichten theile, und die Noth erkenne. Schon die Lehrbücher der obersten Klasse lassen schließen, wie sehr weit man noch hinter der Zeit zurück sey, da Diterici Institutiones Catecheticæ (fast 200 Jahre alt), Peucers Oratoire, Bachmanni Poetica und dergleichen unbrauchbare Dinge fast das Ansehen von symbolischen Büchern genießen. Mathematik werde in allen 7 Klassen des Gymnasiums gar nicht gelehrt. Mit dem Griechischen stehe es, wie oben angegeben wurde. Doch hege er gerechte Hoffnungen von der nahen Zukunft. Auf den ihm gemachten Antrag erwiederte er Heyne, er liebe die Anstalt, an der er lehre, und sey genügsam. Doch machen ihn die vorliegenden Umstände und gar zu

kärgliche Besoldung nicht ungeneigt, einem Rufe ins Ausland zu folgen. In diesem Falle würde er seiner individuellen Neigung nach, ein Gymnasium einer Universität, unter den Universitäten eine kleine einer großen, glänzenden und berühmten, und unter den theologischen Lehrfächern die der Exegese, der Kirchen- und Dogmengeschichte dem der Dogmatik vorzuziehen. — Segenreich war sein Wirken als öffentlicher Lehrer: wirksamer aber und bildender noch war der Privatunterricht, den er, hier von keinen Fesseln beschränkt, nicht in der Wahl der zweckmäßigsten Lehrbücher, Schriftsteller und Methode gebunden, einzelnen weiter strebenden mit großer Uneigennützigkeit ertheilte. Hier war es ihm vergönnt, den bessern Geist ganz zu entfalten und walten zu lassen, den er so gerne der ganzen Anstalt eingehaucht hätte. Im Jahre 1790 wurde am akademischen Gymnasium die Professur der Moral erledigt, welche die oberste Behörde mit Recht dem Manne übertrug, der die Philosophie nicht nur als Vorbereitungs- und Hülfswissenschaft gelernt, sondern in ihrer ganzen Entwickelung geschichtlich studirt, und den Standpunkt, auf welchem sie damals stand, aus gründlichem Studium der neuesten Philosophie, und dem Umgange mit geistreichen Philosophen, mit Selbstständigkeit erfaßt und erreicht hatte. Sein Vortrag dieser Wissenschaft war anregend und erwärmend, lichtvoll und geschmackvoll, und viel war für die ganze Anstalt gewonnen, daß nun auch für den höhern Theil derselben sein Einfluß von Wirksamkeit war. Die

sechste Klasse behielt er bei, denn die Professur der Moral ertrug nicht über — fünfzig Gulden, doch auch diese Gehaltsvermehrung vermochte nicht bei dem Zunehmen seiner Familie ihn gegen Mangel zu schützen; und als im Jahre 1792 das Diakonat an der Dreifaltigkeitskirche erledigt wurde, bewarb er sich um diese Stelle und erhielt sie mit Beibehaltung der Professur der Moral. Von jetzt an begann seine bis an seinen Tod fortlaufende Wirksamkeit als Geistlicher. Ein Beifall, der mit seinem zunehmenden Alter nicht abnahm, sondern immer neu und frisch und sich gleich blieb, ward ihm, nicht nur von den Gebildeteren, sondern von Menschen aus allen Ständen und jedes Alters zu Theil. Mit schöner Sprache und angenehmem Vortrage verband er alle die innern und wesentlichen Eigenschaften, die einen ausgezeichneten Kanzelredner bilden, und seine Vorträge segenreich und erbaulich machen. Jedem auch noch so oft bearbeiteten Texte wußte er ungezwungen eine neue Seite, ein neues Thema abzugewinnen. Gedankenreich und klar war seine Entwicklung der Glaubenslehren, individualisirend und ergreifend seine Anwendung der christlichen Sittenlehre auf das Leben, nicht durch gemeine herabsinkende Popularität, sondern durch Licht und Wärme emporhebend und anregend. Gleichweit entfernt von der erkältenden Verstandesreligion welche das Göttliche in der Religion wie in der Menschheit verkennt, und fast nur eine gewisse conventionelle Moral gelten läßt und predigt; und von der unklaren nur in den dunkeln Regionen der

Mystik schwebenden, und darein den Mangel richtiger Erkenntniß und besonnener Forschung verhüllender Gefühlsreligion, war er ein ächter evangelischer Prediger, der jeden gesunden Sinn, jedes unverdorbene Gemüth, jedes für das ewig Wahre und Göttliche erwärmbare Herz ansprach, der aber den bloßen Verstandesmenschen, wie sie die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hervorbrachte, zu fromm und supraratonalistisch dem kränkelnden Hyperorthodoxismus, so wie der weichlichen Schwärmerei und nebulistischen Ueberschwänglichkeit der Modereligion des 19ten Jahrhunderts, zu kalt und rationalistisch vorkommen mochte. Eine große Menge geschriebener Predigten, die noch in den Händen seiner Verwandten sind, beweisen, daß dies der Charakter seiner Religionsvorträge war und blieb, und daß sich die spätern von den frühern nur dadurch unterscheiden, daß an ihnen sichtbar ist, wie er nie aufhörte, an Vervollkommnung in Stoff und Form zu arbeiten, und wie er stets mit den wahren Fortschritten der Zeit und der Wissenschaften gleichen Schritt hielt: Nun war ihm auch mehr Muße gewährt, die er seiner Familie, und dem weiten Kreise der Wissenschaften widmete, den er umfaßte, und wodurch ihm auch die Sorgen für das Auskommen etwas erleichtert war. Daß er aber auch der Freundschaft und dem edlen geselligen Lebensgenusse Raum gab, beweist die Stiftung der noch blühenden Ulmischen Lesegesellschaft im Jahre 1790, welche ihm und drei gleichgesinnten Freunden ihr Daseyn zu verdanken

hat. Sieben Jahre hatte er die Professur der Moral bekleidet, als die der Geschichte im Jahre 1797 erledigt wurde. Sie wurde ihm übertragen, die Moral aber einem andern, neu eingetretenen Prediger. War schon in der Theologie sein Studium, obwohl ohne Vernachlässigung der wissenschaftlichen Fächer, vorzugsweise der philosophischen und historischen Seite derselben zugewendet gewesen, hatte er mit dem Studium der Kirchen- und Dogmengeschichte, das Studium der allgemeinen Geschichte wie das der Litteratur verbunden, hatte ihn schon seit mehreren Jahren in den Stunden der Muße die Geschichte seiner Vaterstadt und Schwabens, besonders die Zeiten des schwäbischen Bundes, der Reformation und des Baurenkrieges beschäftigt, und er sich zu diesem Behufe die Erlaubniß zur Benutzung und Excerpirung des Ulmischen Archivs zu verschaffen gesucht und erhalten; so war er jetzt ganz an seiner rechten Stelle, und es ist schwer zu bestimmen, ob er seine historischen Vorlesungen mit mehr Liebe hielt, oder von dem bessern Theile der Studierenden mit mehr Begeisterung gehört wurde. Er hatte seine historischen Vorlesungen für die Studiosen in einen fünfjährigen Cyklus gebracht. Drei Jahre las er nach Remers Handbüchern alte, mittlere und neuere Geschichte; ein Jahr deutsche Geschichte nach Anton; ein Jahr Litteraturgeschichte und Encyklopädie der Wissenschaften, mit Zuziehung von Eschenburgs Wissenschaftskunde. Hier wirkte er neben trefflicher Anleitung zur Geschichtskenntniß besonders auf die noch immer nur

allzusehr beschränkte und schwache philosophische und litterarische Bildung der Studirenden mit Rath und That, indem er mit seltener Humanität denselben Bücher aus seiner gewählten und reichen Bibliothek mittheilte, indem er ihnen einzelne Momente der Geschichte oder Litteraturgeschichte aus den Quellen der klassischen Litteratur zu übersetzen und zu bearbeiten aufgab, und indem er sie bei der Litteraturgeschichte und Wissenschaftskunde seinen eigenen, und eines seiner, besonders im Fache der alten Litteratur trefflich versehenen Collegen, reichen Büchervorrath genau und durch Autopsie und Mittheilung kennen lehrte. Wandte sich einer der Studirenden vertrauensvoll an ihn, so half er ihm bei seinen Studien mit Rath und That, und der Verfasser dieses Lebensabrisses erinnert sich mit der dankbarsten Rührung, wie dieser Mann, mit welchem er in jener Zeit auch nicht in der entferntesten Familien-Verbindung war, seiner großen, aber von allen Mitteln der Befriedigung entblößten Neigung zur alten Litteratur, bei noch sehr entfernter Aussicht auf die Universität, Vorschub that, und sie leitete, wie er ihm rieth, die griechischen Dichter, dann die Historiker nach der Zeitfolge zu lesen, wie er ihm einen um den andern lieh, und die Versuche von Nachbildungen und Bemerkungen mit aufopfernder Güte durchsah, beurtheilte und verbesserte. Hatte ihn nun theils frühere Neigung, theils die gegenwärtige Stellung als Lehrer der Geschichte, aus dem beschränktern Raume der kirchlichen Geschichte, auf ein großes und

umfassendes historisches Feld hinübergezogen: so wurde er jetzt in den schon genannten speciellen Fächern eigentlicher Geschichtforscher aus den Quellen, und durch eine Reihe von mehr als dreißig Jahren hin, legte er die großen Sammlungen von Urkunden, Urkundenabschriften, Excerpten, Abhandlungen, seltenen Druckschriften und historischen Monumenten verschiedener Art an, die die Bewunderung eines jeden Betrachtenden erregen, aus denen er von Zeit zu Zeit, aber leider immer nur einzelne und kleine Aufsätze gleichsam als Proben herausgab, welche Ausbeute aus seinen reichen Fundgruben noch zu Tage zu fördern sey, und woraus er den Geschichtsforschern des In- und Auslandes gerne und reichlich mittheilte, wie denn auch erst einen Monat nach seinem Tode solche an einen schweizerischen Forscher mitgetheilte Papiere mit Dank und neuen Anfragen zurückkamen. So wie aber in den Studienjahren sich eine zweite Richtung vorzüglich hervorgehoben und geltend gemacht hatte, nämlich das philologische Element, und zwar in einem sehr weiten Umfange, indem er in den Kreis seiner Sprachstudien nicht nur die alten, sondern auch die bedeutendsten neuen zog, und im Französischen, Italienischen, Englischen, Spanischen und Holländischen mehr als gewöhnlich bewandert war, auch sich in mehreren mit Gewandtheit mündlich und schriftlich auszudrücken wußte; so gab jetzt eine besondere Veranlassung dem schon ohnedieß sehr umsichtigen Sprachkenner Gelegenheit und Neigung, sich auf dem Gebiete der

Mutterſprache und der Sprachvergleichung zu einem der gründlichſten Sprachforſcher und Etymologen auszubilden. Auf Nikolai's Bitte hatte er für den neunten Theil von deſſen Reiſen einen, auch beſonders abgedruckten Verſuch eines ſchwäbiſchen Idiotikons (Berl. 1795. 8.) abgefaßt. Schon damals ſchwebte ihm ein Ideal eines ſolchen Provinzialſprachſchatzes vor, das aber Zeit und Raum zu realiſiren verwehrten. Kaum war es erſchienen, ſo begann der Verfaſſer methodiſch ſeine Bereicherung, bald die gänzliche Umarbeitung. Waren ſeine hiſtoriſchen und Urkunden-Studien früher faſt blos auf das Material und auf den Inhalt gerichtet geweſen, ſo berückſichtigte er jetzt auch, und ganz vorzüglich die Sprache. War es doch Schwaben und deſſen Geſchichte, die er mit beſonderer Liebe bearbeitete, und für die er in ſpätern Jahren ein gediegenes Werk liefern wollte. Hier ſah er nun die hiſtoriſch nachweisbare Quelle einer zahlloſen Menge ſchwer, oder ſonſt gar nicht erklärbarer, und doch bis in die neueſte Zeit herrſchender Volksausdrücke; hier die Quelle ſprichwörtlicher Redensarten, die man täglich vernahm, ohne ihren Urſprung zu wiſſen, hier die Spuren der erſten Abweichungen von der Urform der Wörter, die die neueſten Zeiten, bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, noch im Munde des Volks darboten. Dieſe aus Handſchriften geſchöpften Schätze gehörten alle dem Idiotikon an; jedes Wort iſt beinahe mit ſolchen, entweder hiſtoriſch oder ſprachlich merkwürdiger für ſich verſtändlichen oder erklärten

Stellen belegt, und auf seine Quelle in ungedruckten oder gedruckten Werken zurückgeführt. Ein Hauptstudium wurde nun auch die gesammte altdeutsche Litteratur, deren gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts lebhaft angeregte, jetzt auf einen sehr hohen Grad von Gründlichkeit, Umfang und Klarheit gebrachte Erforschung er mit selbstständig eindringendem Geiste begleitete. Auch davon trägt jede Seite des seit dreißig Jahren fortgesetzten, vermehrten und ausgebildeten, und mehr als fünfmal eigenhändig von ihm umgeschriebenen und umgearbeiteten Idiotikons nicht nur Spuren, sondern die klarsten Belege. Und wenn er sich bei diesen Erörterungen oft zu Blicken auf die allgemeine Sprachquelle im Osten, auf Sprachvergleichung, auf die Grundgesetze der Wortbildung und der Wort- und Laut-Umbildung veranlaßt sah; so half ihm dazu einerseits sein früher in anderer Hinsicht so umfassend getriebenes Sprachstudium, anderseits gewann sein philosophisch-klarer Geist die ächten, nicht aus bequemer Systemmacherei, sondern auf historisch aufgefundenen Resultaten und Gesetzen, auf denen allein ein Gebäude sich aufführen läßt, das, unter einem bescheidenen Titel und in scheinbarer Beschränkung, ein für das gesammte deutsche Vaterland wichtiges, und auf lange Zeiten klassisches Werk zu bleiben bestimmt ist. Das waren, neben rastloser Thätigkeit für Kirche und Lehranstalten, neben fortschreitendem Studium des Besten und Gediegensten im Fache der Theologie, Pädagogik, der Litteratur- und Kultur-

geschichte, so wie der schönen Wissenschaften, die Felder, die er vorzüglich und in seltener Tiefe und Ausdehnung bearbeitete. Wohlerkannt sogar von Neidern, wurden die Leistungen und Bestrebungen des übrigens still und anspruchlos wandelnden Mannes. Er wurde gleich ein Jahr nach Uebernahme der Professur der Geschichte, Pfarrer an derselben Kirche, an welcher er bisher Diakonus gewesen war. In diesen Zeitraum fällt theils das Leiden des von ihm so geliebten Vaterlandes durch die, auch ihn oft unsanft berührenden Kriegsverhältnisse, theils eine Reihe von erfreulichen und traurigen häuslichen Ereignissen, die ein weniger festes und kräftiges Gemüth genug hätten beschäftigen und einnehmen können, wenn auch die äußerliche Lage sorgenfreier gewesen wäre, als sie es eine ziemliche Zahl von Jahren wirklich war. Von 11 Kindern, die ihm seine edle Lebensgefährtin in 20 Jahren gebar, verlor er 9, unter denen ihn der Verlust eines fast achtjährigen, herrlich an Geist und Leib heranblühenden Knaben, Heinrich, am bittersten schmerzte. Aber auch einige Freuden und Enkel wurden ihm zu Theil, da er in seinen spätern Jahren von seiner ältesten Tochter vier Knaben und vier Mädchen an Geist und Leib trefflich und hoffnungsreich heranblühen sah. — In höherem Grade wurde sein Werth nach dem Uebergange der Reichsstadt Ulm unter Baiern von der baierischen Regierung erkannt, indem er im Jahre 1804 als Consistorial- und Kreis-, Kirchen- und Schulrath angestellt wurde. Mancher würde an seiner Stelle nun seine

Wirksamkeit für das Gymnasium mit der Größe des neuen Ranges unverträglich gehalten haben. Aber S., durch sein ganzes Leben aller Eitelkeit feind, obgleich nie seiner wahren Würde vergessend, liebte die Anstalt, und die heranreifenden, hoffnungsvollen Jünglinge und seine Vaterstadt zu sehr, als daß ihm nur auch der Gedanke hätte einkommen sollen, den so fruchtbaren Vortrag der Geschichte, und was damit in Verbindung stand, aufzugeben. Erst als nach einigen Jahren die baierische Organisation das akademische Gymnasium und die bisherige Einrichtung unserer Anstalt ganz aufhob, und dieselbe in ein gewöhnliches Gymnasium verwandelte, hörte er auf, als Lehrer für die Anstalt fortzuwirken, da die Art von Zuhörern, die er bisher gehabt hatte, gar nicht mehr vorhanden war. Daß Menschen, welche eine edle Gesinnung an Andern erst begreifen, weil sie sich selbst derselben unfähig fühlen, ihn um die Achtung beneideten, die er von den bedeutendsten Personen der königl. baierischen Regierung genoß, daß die Engherzigkeit oder vielmehr die Verläumdung auch seinen edelsten Bestrebungen, wenn sie Vorurtheilen entgegen waren, unreine Quellen und Triebfedern erdichtete, ist eben so wenig zu verwundern, als daß sich der stets der edelsten Zwecke und Mittel bewußte Mann, durch nichts von der durch klare Einsicht gewonnenen Ueberzeugung und mit festem Entschlusse angenommenen Handlungsweise abbringen ließ. Anerkennung ward ihm als Gelehrter zu Theil, indem ihn die k. b. Akademie der Wissenschaften zu

München zu ihrem auswärtigen, ordentlichen Mitgliede erwählte, und als einmal die Herausgabe des schwäbischen Idiotikons veranstaltet werden sollte, zur Förderung dieses ächt vaterländischen Werkes sogleich auf 50 Exemplare subscribirte. Anerkennung ward ihm aber auch als Geistlichen von derselben Regierung, indem er im Jahre 1809 von der Dreifaltigkeitskirche, an welcher er 17 Jahre gestanden war, als erster Frühprediger an's Münster versetzt wurde, welche Stelle er auch unter Würtemberg bis zu seinem Tode bekleidete. Die Vertauschung Ulms an das Königreich Würtemberg im Spätjahr 1810 brachte ihn in eine neue Thätigkeit und in einen neuen Kreis von Geschäften, da er bald nach der Uebernahme der Stadt zum k. w. Prälaten und Generalsuperintendenten ernannt wurde. Auch in dieser neuen Stelle wußte er bald allgemeines Vertrauen zu gewinnen, und die rechte Mischung von Würde und Humanität, von Ernst und Milde zu treffen. Ein schwerer Schlag des Schicksals traf den, schon dem Greisenalter sich nähernden Mann, als ihm im Jahre 1811 nach langem Dahinwelken seine Gattin durch den Tod geraubt wurde, welche die Zierde eines schönen Familienkreises gewesen war. Um der letzten, noch ganz jungen Tochter Mutterpflege und mütterliche Erziehung zu verschaffen, und für die kommenden Jahre eine treue Freundin und Lebensgefährtin zu besitzen, da dem an stille Zurückgezogenheit vom Weltgeräusche Gewöhnten ein trauliches Familienleben zum innigsten Herzensbedürfniß geworden war,

reichte er im Spätjahr deſſelben Jahres der theilnehmendſten, vieljährigen Freundinn ſeiner hingeſchiedenen Gattin, Louiſe Juliane Dorothee Kaiſer, die Hand, und fand im Laufe von faſt 16 Jahren nebſt ſeiner Tochter Veranlaſſung und Urſache genug, dieſe Wahl zu ſegnen, und der Vorſehung gütige Leitung mit gerührtem Danke zu erkennen.

Seine Lage, ſchon unter der K. Baieriſchen Regierung ſorgenfrei geworden, war ihm unter der K. Würtembergiſchen Regierung ganz erwünſcht. Sein Wirkungskreis gab ihm Veranlaſſung, theils in ſeinem ihm ſo theuren Predigerberufe fortzuleben, theils für Kirchen und Schulen durch höhere Aufſicht und Leitung vielen und reichen Segen zu verbreiten; und gewährte ihm dabei doch die nöthige Muße, ſeinen Lieblingsſtudien beglückende Stunden zu widmen, und ſeiner Familie, dem Genuſſe der Natur und der Freundſchaft zu leben. Durch ſeine jetzige Stellung ſchien er nur für immer mit dem Gymnaſium außer Verbindung geſetzt zu ſeyn, wiewohl er ſich ſtets für daſſelbe mit warmer Theilnahme intereſſirt hatte; als ihm im Jahre 1817 das Vertrauen des Königs, der ihn perſönlich hochſchätzte, und der höchſten Studienbehörde zur Curatel des Gymnaſiums berief, welches eine unmittelbarere höhere Aufſicht, als die ihm durch Viſitationen einzelner Mitglieder des K. Studienraths und die Jahresviſitation eines K. Pädagogarchen zu Theil geworden war, zu bedürfen ſchien. Mit Freude trat er aufs neue mit einer Anſtalt in Verbindung, die ihm ſeit faſt 30 Jahren ſo viel verdankte, und

wirkte auch hier, doch nicht ohne einige schmerzliche Erfahrungen zu machen, mit Eifer und Erfolg vieles Gute; fand sich aber doch um die Mitte des Jahres 1819 seines vorgerückten Alters wegen, und um seiner Gemüthsruhe willen veranlaßt, um die Entlassung von dieser Stelle anzusuchen, wo Ursachen, die wir schonend übergehen, den Segen seiner Wirksamkeit hemmten, und nicht in dem Maße gedeihen ließen, daß er dem Gewinne für die Anstalt länger ein Opfer bringen zu müssen geglaubt hätte, das ihn mehr kostete, als er selbst gestand oder laut aussprach. Ob ihn nun gleich alle Jahre die Versammlung der Synode, und seit mehreren Jahren auch die Versammlung der Landstände wo er nicht selten geistreich und kräftig sprach, und oft zu Commissionen gewählt wurde, aus seinen nähern und ihm so lieb gewordenen Kreisen und Beschäftigungen zog; so widmete er sich doch auch diesen Zweigen seiner amtlichen Thätigkeit, deren ebenso Wichtiges als Ehrenvolles er vollkommener kannte, mit großem Eifer, und mit derjenigen Erbaulichkeit, die er sich bei Allem, was er that, zum Gesetz gemacht hatte; so sehr ihm auch Manches, seinen Studien und bisherigen Beschäftigungen Fremdartige, Anstrengung und Mühe kosten möchte. Ließ er sich doch sogar das mühevolle Geschäft der amtlichen Herausgabe einer großen Reihe von Heften der Verhandlungen in der Kammer der Abgeordneten des K. W. aufgetragen und recht sehr angelegen seyn. Die persönliche Achtung, die ihm der König bei verschiedenen Veranlassungen bezeugt

hatte, eine Achtung, die auf Anerkennung seines hohen Werthes als Beamter, als Gelehrter und als Mensch beruhte, sprach sich am Schlusse des Jahres 1824 durch seine Ernennung zum Ritter des Ordens der Würtembergischen Krone aus, die der Geehrte mit der Empfindung annahm, welche die Freude über Beachtung vielfach würdigen Strebens, verbunden mit dem auch den verdientesten zierenden Gefühle der Bescheidenheit zu gewähren pflegt. Eine Gesundheit und Kraft, die er in seiner schwächlichen Kindheit und Knabenzeit gar nicht hätte erwarten dürfen, hatte gleichsam als Lohn der strengsten Regelmäßigkeit und Selbstbeherrschung, den vielfach beschäftigten und sehr angestrengten Mann bis gegen sein siebzigstes Lebensjahr begleitet. Obgleich in der Kindheit an den Füßen besonders schwach, hatte er doch sogar Fußreisen ertragen gelernt, und noch in bedeutend vorgerücktem Alter, wo er im Freundeskreis als jugendlicher Greis stand, waren Reisen und starke Spaziergänge nicht anstrengend, sondern stärkend für ihn. Noch im Jahre 1825 machte er mit seiner Familie eine Schweizerreise auf den Rigi; voll Lebhaftigkeit und neu gestärkt kehrte er davon zurück, und verschaffte sich und dem engern Kreise seiner Freunde einen schönen Nachgenuß durch Aufzeichnung der wichtigsten Momente und Scenen derselben. Nicht unbemerkt war zwar seinen Freunden die allmähliche Abnahme seiner kräftigen Gestalt geblieben; doch schien diese Abnahme noch genug Hoffnung der Dauer übrig zu lassen, da sie nicht mit Beschwerden ver-

knüpft war. Die Thätigkeit in Amtsverhältnissen und im Studieren, die Heiterkeit in dem Kreise der Seinigen und im wöchentlichen Familienzirkel, das warme Interesse an Allem, was in Litteratur und Kunst tüchtiges hervorkam oder entdeckt wurde, alles das blieb ungeschwächt, und sich immer gleich. Die treffliche Büchersammlung, ein Schatz von bedeutenden und brauchbaren, zum Theil sehr seltenen Werken, wurde fort und fort mit Liebe durch manches Köstliche und Schöne vermehrt, die handschriftlichen Sammlungen vervollständigt. Einzelnes ausgearbeitet, entweder in Zeitschriften mitgetheilt oder zukünftigem Gebrauche und späterer Herausgabe niedergelegt. Auch wurde die nicht unbedeutende Correspondenz mit alten und neuen Freunden, zum Theil über Gegenstände seiner Forschungen, lebhaft fortgesetzt. Aber das Ende des Jahres 1825, als er wieder bei der Ständeversammlung in Stuttgart war, griff seine Gesundheit auf eine Weise an, die gerechten Besorgnissen Raum gab. Ein Schleimfieber befiel ihn, von welchem halb genesen, er in die Heimath zurückkehrte. Merklich hatten seine Kräften abgenommen, und schon lag in ihm der Keim zu einer vom Unterleib ausgehenden unheilbaren Krankheit. Er verhehlte sich seinen Zustand nicht, ohne daß dadurch die Heiterkeit seines Geistes gestört oder getrübt worden wäre. An Unheilbarkeit glaubte indessen weder er selbst, noch die Aerzte. Auch trat scheinbare Besserung und wirkliche Erleichterung ein, und mit hoffnungsvoller Heiterkeit und Freude wurde am 25sten Juni 1826 der

70ste Geburtstag in dem Kreise der seinem Herzen nicht nur durch die Bande der Verwandschaft theuren Familienglieder gefeiert. Noch etwas schwach begab er sich bald darauf in das Niederauer Bad, und kehrte gestärkt, doch nicht ohne Spuren des alten Uebels, vom Unterleib gegen die Brust, wie es schien, aufsteigender Krämpfe zurück. Man hielt dieß für den Rest der scheidenden Krankheit: es war die Mahnung der nur zurückgedrängten, nie geheilten. Aber selbst die Kanzel vermochte er wieder zu besteigen, ja sogar die Reise nach Stuttgart zu der Synode wurde gegen den Jahresschluß 1826 noch einmal muthig unternommen; doch mit dem Anfang des neuen Jahres zeigte sich deutlich, wie wohlthätig dem nicht wenig Erschöpften Ruhe in der gewohnten Heimath, sorgfältigere und bequemere Pflege und Entschlagung von allen Geschäften seyn dürfte. Er kehrte im Januar 1827 zurück, an dem Tage und in der Stunde, als das Vermählungsfest einer geliebten Nichte begann, woran sich um Mitternacht, die Feier des Geburtstages ihres Vaters, eines ihm seit mehr als 25 Jahren innig verbundenen Schwagers schloß. Hier, wo ihn Niemand für krank hielt, dem er es nicht selbst sagte; im Kreise so vieler seinem Herzen so theurer Personen, sprach er in der Mitternachtsstunde mit tiefer Rührung, aber kräftig und ergreifend, die wärmsten Worte der Theilnahme an dem Doppelfeste aus. Das war das letzte Aufflammen der hinschwindenden Lebenskraft. Keinen Tag, wie diesen erlebte er mehr. Bangigkeit und Schlaflosig-

keit nahmen zu, die Kräfte bedeutend ab. Nur einzelne Tage der Erleichterung und des Aufwachens lebhafterer Hoffnung zeigten sich noch; aber noch viele Stunden des wärmsten Freundschaftsgenusses waren dennoch den Seinigen gewährt; Stunden, die oft die entscheidendsten Besorgnisse zurückdrängten. Nicht, daß er es gescheut hätte, seinem Zustande und der Gefahr fest ins Auge zu blicken, — um sich etwa durch Nichtberühren des Bedenklichen selbst zu täuschen. Nein, der weise Mann, der Christ sah unverwandten und ruhigen Blickes hin, wo er schon längst einheimisch war. Er hoffte Besserung, aber war zu gleicher Zeit auf Alles gefaßt. Noch im Januar und Februar, ja noch im Anfang des März beschäftigte ihn die Anordnung zum Drucke und die Ausfeilung einer Anzahl früher verfaßter, zum Theil im letzten Jahre umgearbeiteter historischer und biographischer Aufsätze, die er herauszugeben gedachte. Unter jenen zeichnet sich eine schön erzählte Geschichte des messinischen Krieges aus, den er früher aus den Quellen bearbeitet hatte; unter diesen ein in dreimaliger Abschrift und Umarbeitung vorhandenes Leben seines vieljährigen, geist- und kenntnißreichen Freundes, des im Jahre 1808 in Ulm gestorbenen Professors J. M. Asprung. Nur den Abdruck, nicht die Vollendung verhinderte die zunehmende Schwäche und Unfähigkeit zu arbeiten. Die Herausgabe wird sein ältester noch lebender Freund, der K. B. Regierungsrath Wagenseil in Augsburg, besorgen, mit dem er noch vor wenigen Jahren im fröhlichsten Familien-

kreise das seltene fünfzigjährige Jubelfest ihrer gegenseitigen Freundschaft gefeiert hatte. —

Immer düsterer wurden jetzt die Aussichten. Mit dem Ende des März verhehlte sich Niemand mehr den drohenden Verlust, und der wärmste Antheil der ganzen Stadt sprach sich in unausgesetzten besorgten Nachfragen aus. Immer klar blieb, mit wenigen Untersuchungen halbwachen Schlummers, des Scheidenden Bewußtseyn. Reuelos sah er auf eine lange Reihe glücklich durch Pflichterfüllung verlebter Jahre zurück, dankbar gedachte er dessen, was ihm durch die edelsten Empfindungen des Menschen, die Gefühle der Liebe und Freundschaft, und durch die würdigsten Beschäftigungen, Religion und Wissenschaft zu Theil geworden war. Vorwärts blickte er in das Dunkel des Grabes; es war ihm nicht dunkel, sondern durch seine Nacht sah er das ewige Morgenroth mit halbem Geiste hereindämmern. In der Nacht vor dem 10ten April fühlte er stärker das nahende Ende. Gegen Morgen ließ er seine vertrautesten Freunde zu sich bitten, und nahm mit der Seelenruhe des der Vollendung entgegengehenden Christen Abschied von ihnen, von der theuren Gattin und geliebten Tochter. Mit Freudigkeit sprach er noch in seinen letzten Stunden die Ueberzeugung aus:

So werd ich denn im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah;

und still verschlummerte er am Dienstage nach dem Palmsonntage Nachmittags nach Ein Uhr.. Sie-

benzig Jahre, 9 Monate und 10 Tage hatte seine Laufbahn auf Erden gedauert. Er hatte sich allen Begräbnißpomp, von jeher solchem Gepränge abhold, verbeten. Aber bei seiner Beerdigung sprach sich, ohne alle besondere Veranstaltung, die allgemeine Theilnahme, die Achtung, der Schmerz um den für Ulm unersetzlichen Verlust auf die rührendste Weise aus. Eine große Reihe der angesehensten Beamten, Bürger aus allen Classen, das gesammte Gymnasium, alle Schulen begleiteten am Charfreitag die Leiche zum Grabe, nach alter Sitte durch die Münsterkirche, wo der k. w. Dekan M. Maier eine des Hingeschiedenen würdige Rede hielt. Und wenn in der Nähe und Ferne, wer ihn nur kannte, ihm mit dem vollsten Bewußtseyn der Wahrheit die Worte des edeln Claudius nachruft: Sie haben einen guten Mann begraben, so spricht der Kreis der Seinigen, so sprechen seine Mitbürger, so spricht das Vaterland: uns war er mehr.

Athenäum

berühmter Gelehrter

Würtembergs.

Zweites Heft.

Stuttgart,
Franckh'sche Sortimentsbuchhandlung.
M. A. Kornicker.

1829.

Gedruckt bei E. F. Wolters.

Digitized by Google

Vorwort.

Die lebhafte Theilnahme, mit welcher das Publikum das erste Heft dieses Werkes aufnahm, bewog die Verlagshandlung, sogleich die Fortsetzung von mir zu verlangen, um in den Stand gesetzt zu seyn, der häufigen Nachfrage zu genügen. Mit der herzlichsten Freude sehe ich mein Unternehmen mit einem Erfolge gekrönt, den ich so schnell, so vollständig nicht erwartet hätte; um so weniger als ich nicht, wie mancher andre Scribent, das Beste zuerst dem Leser auftischte, ihn dadurch zu locken, und dann mit dem Schlechteren ihn abzuspeisen. Die würdigsten Gelehrten, die Coryphäen, mit denen Würtemberg noch nach Jahrtausenden wird prahlen können, wie Griechenland mit seinem Homer, seinem Sophocles, seinem Aristophanes; wie Rom mit Virgil und Horaz, sind noch zurück. Dieses zweite Heft läßt Schiller,

Haug und Hauff folgen, deren Namen nur genannt werden dürfen, um einer Nation, welche solche Männer aus ihrer Mitte hervorgehen sah, Achtung zu erwerben. Habe ich den Zweck, uns auch im Auslande Anerkennung zu verschaffen, erreicht, so blieb keiner meiner Wunsche unerfüllt, und ich lege mit dem Bewußtseyn, etwas Nützliches gethan zu haben, meine Feder nieder.

Der Verfasser.

v. Schiller.

1759—1805.

v. Schiller.

1759—1805.

Die Sitte und Denkart des väterlichen Hauses, in welchem Schiller die Jahre seiner Kindheit verlebte, war nicht begünstigend für die frühzeitige Entwickelung vorhandener Fähigkeiten, aber für die Gesundheit der Seele von wohlthätigem Einflusse. Einfach und ohne vielseitige Ausbildung, aber kraftvoll, gewandt und thätig für das praktische Leben, bieder und fromm war der Vater. Als Wundarzt ging er im Jahre 1745 mit einem bayrischen Husaren-Regimente nach den Niederlanden, und der Mangel an hinlänglicher Beschäftigung veranlaßte ihn, bei dem damaligen Kriege sich als Unterofficier gebrauchen zu lassen, wenn kleine Commando's auf Unternehmungen ausgeschickt wurden. Als nach Abschluß des Achner Friedens ein Theil des Regiments, bei dem er diente, entlassen wurde, kehrte er in sein Vaterland, das Herzogthum Würtemberg, zurück, erhielt dort Anstellung, und war im Jahre 1757 Fähnrich und Adjutant bei dem damaligen Regimente Prinz Louis. Dieß Regiment gehörte zu einem

Würtembergischen Hülfs-Corps, das in einigen Feldzügen des siebenjährigen Krieges einen Theil der österreichischen Armee ausmachte. In Böhmen erlitt dieses Corps einen bedeutenden Verlust durch eine heftige ansteckende Krankheit, aber Schillers Vater erhielt sich durch Mäßigkeit und viele Bewegung gesund, und übernahm in diesem Falle der Noth jedes erforderliche Geschäft, wozu er gebraucht werden konnte. Er besorgte die Kranken, als es an Wundärzten fehlte, und vertrat die Stelle des Geistlichen bei dem Gottesdienste des Regiments durch Vorlesung einiger Gebete und Leitung des Gesangs.

Seit dem Jahre 1759 stand er bei einem andern Würtembergischen Corps in Hessen und Thüringen, und benutzte jede Stunde der Muße, um durch eignes Studium, ohne fremde Beihülfe, nachzuholen, was ihm in frühern Jahren, wegen ungünstiger Umstände, nicht gelehrt worden war. Mathematik und Philosophie betrieb er mit Eifer, und landwirthschaftliche Beschäftigungen hatten dabei für ihn einen vorzüglichen Reiz. Eine Baumschule, die er in Ludwigsburg anlegte, wo er nach beendigtem Kriege als Hauptmann im Quartier war, hatte den glücklichsten Erfolg. Dies veranlaßte den damaligen Herzog von Würtemberg, ihm die Aufsicht über eine größere Anstalt dieser Art zu übertragen, die auf der Solitude, einem Herzoglichen Lustschlosse, war errichtet worden. In dieser Stelle befriedigte er vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen,

war geschätzt von seinem Fürsten, und geachtet von Allen, die ihn kannten, erreichte ein hohes Alter, und hatte noch die Freude, den Ruhm seines Sohnes zu erleben. Ueber diesen Sohn findet sich folgende Stelle in einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufsatze des Vaters:

„Und du Wesen aller Wesen! Dich hab' ich nach „der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß „du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, „was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen „konnte, und du hast mich erhört. Dank dir, gü„tiges Wesen, daß du auf die Bitten der Sterb„lichen achtest!"

Schillers Mutter wird von zuverlässigen Personen als eine anspruchlose, aber verständige und gutmüthige Hausfrau beschrieben. Gatten und Kinder liebte sie zärtlich, und die Innigkeit ihres Gefühls machte sie ihrem Sohne sehr werth. Zum Lesen hatte sie wenig Zeit, aber Utz und Gellert waren ihr lieb, besonders als geistliche Dichter. — Von solchen Aeltern wurde

Johann Friedrich Schiller, am 10. November 1759 zu Marbach, einem Würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Einzelne Züge, deren man sich aus seinen frühesten Jahren erinnert, waren Beweise von Weichheit des Herzens, Religiosität und strenger Gewissenhaftigkeit. Den ersten Unterricht erhielt er von dem Pfarrer Moser in Lorch, einem Würtembergischen Gränzdorfe, wo Schillers Aeltern von 1765 an drey Jahre lang sich

aufhielten. Der Sohn dieses Geistlichen, ein nachheriger Prediger, war Schillers erster Jugendfreund, und dies erweckte bei ihm wahrscheinlicher Weise die nachherige Neigung zum geistlichen Stande.

Die Schiller'sche Familie zog im Jahre 1768 wieder nach Ludwigsburg. Dort sahe der neunjährige Knabe zum erstenmale ein Theater, und zwar ein so glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter des Herzog Carls Regierung erforderte. Die Wirkung war mächtig, es eröffnete sich ihm eine neue Welt, auf die sich alle seine jugendlichen Spiele bezogen, und Plane zu Trauerspielen beschäftigten ihn schon damals, aber seine Neigung zum geistlichen Stande verminderte sich nicht.

Bis zum Jahre 1773 erhielt er seinen Unterricht in einer öffentlichen größern Schule zu Ludwigsburg, und auf diese Zeit erinnert sich ein damaliger Mitschüler seiner Munterkeit, seiner oft muthwilligen Laune und Keckheit, aber auch seiner edlen Denkart und seines Fleißes. Die guten Zeugnisse seiner Lehrer machten den regierenden Herzog auf ihn aufmerksam, der damals eine neue Erziehungsanstalt mit großem Eifer errichtete, und unter den Söhnen seiner Officiere Zöglinge dafür aussuchte.

Die Aufnahme in dieses Institut, die militärische Pflanzschule auf dem Lustschlosse Solitude und nachherige Carlsschule zu Stuttgart, war eine Gnade des Fürsten, deren Ablehnung für Schillers Vater bedenklich seyn mußte. Gleichwohl eröffnete dieser dem Herzoge freimüthig die Absicht, seinen Sohn

einem Stande zu widmen, zu welchem er bei der neuen Bildungsanstalt nicht vorbereitet werden konnte. Der Herzog war nicht beleidigt, aber verlangte die Wahl eines andern Studiums. Die Verlegenheit war groß in Schillers Familie; ihm selbst kostete es viel Ueberwindung, seine Neigung den Verhältnissen seines Vaters aufzuopfern, aber endlich entschied er sich für das juristische Fach, und wurde im Jahre 1773 in das neue Institut aufgenommen. Noch im folgenden Jahre, als jeder Zögling seine eigene Charakter-Schilderung aufsetzen mußte, wagte Schiller das Geständniß:

„daß er sich weit glücklicher schätzen würde, wenn „er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen „könnte.“

Auch ergriff er im Jahre 1775 eine Gelegenheit, wenigstens das juristische Studium, das für ihn nichts Anziehendes hatte, aufzugeben. Es war bei dem Institute eine neue Lehr-Anstalt für künftige Aerzte errichtet worden, der Herzog ließ jedem Zöglinge die Wahl, von dieser Anstalt Gebrauch zu machen, und Schiller benutzte diese Aufforderung.

Auf der Carls-Schule war es, wo seine frühesten Gedichte entstanden. Ein Versuch, das Eigenthümliche dieser Producte aus damaligen äußern Ursachen vollständig zu erklären, wäre ein vergebliches Bemühen. Von dem, was die Richtung eines solchen Geistes bestimmte, blieb natürlicher Weise Vieles verborgen, und nur folgende bekannt gewordene Um-

stände verdienen in dieser Rücksicht bemerkt zu werden.

Deutsche Dichter zu lesen gab es auf der Carls-Schule, so wie auf den meisten damaligen Unterrichts-Anstalten in Deutschland, wenig Gelegenheit. Schiller blieb daher noch unbekannt mit einem großen Theile der vaterländischen Litteratur, aber desto vertrauter wurde er mit den Werken einiger Lieblinge. Klopstock, Utz, Lessing, Goethe und von Gerstenberg waren die Freunde seiner Jugend.

Auf dem deutschen Parnaß begann damals ein neues Leben. Die besten Köpfe empörten sich gegen den Despotismus der Mode und gegen das Streben nach kalter Eleganz. Kräftige Darstellung der Leidenschaft und des Charakters, tiefe Blicke in das Innere der Seele, Reichthum der Phantasie und der Sprache sollten allein den Werth des Dichters begründen. Unabhängig von allen äußern Umgebungen sollte er als ein Wesen aus einer höhern Welt erscheinen, unbekümmert, ob er früher oder später bei seinen Zeitgenossen eine würdige Aufnahme finden würde. Nicht durch fremden Einfluß, sondern allein durch sich selbst, sollte die deutsche Dichtkunst sich aus ihrem Innern entwickeln. Beispiele einer solchen Denkart mußten einen Jüngling von Schillers Anlagen mächtig ergreifen. Daher besonders seine Begeisterung für Göthes Göz von Berlichingen und Gerstenbergs Ugolino. Später wurde er auf Shakespear aufmerksam gemacht, und dies geschah durch seinen damaligen Lehrer, den je-

zigen Prälat Abel in Schönthal, der überhaupt um ihn sich mehrere Verdienste erwarb. Mit dem Dichter Schubart war Schiller in keiner weitern Verbindung, als daß er ihn einmal auf der Festung Hohenasperg, aus Theilnehmung an seinem Schicksale, besuchte.

Ein episches Gedicht, Moses, gehört zu Schillers frühesten Versuchen vom Jahre 1775, und nicht lange nachher entstand sein erstes Trauerspiel: Cosmus von Medicis, im Stoffe ähnlich mit Leisewitzens Julius von Tarent. Einzelne Stellen dieses Stücks sind später in die Räuber aufgenommen worden; aber außerdem hat sich von Schillers Producten aus dem Zeitraume von 1780 nichts erhalten, als wenige Gedichte, die sich im schwäbischen Magazin finden. Schiller beschäftigte sich damals aus eigenem Antriebe nicht blos mit Lesung der Dichter; auch Plutarchs Biographieen, Herders und Garvens Schriften waren für ihn besonders anziehend, und es verdient bemerkt zu werden, daß er vorzüglich in Luthers Bibel-Uebersetzung die deutsche Sprache studirte.

Medicin trieb er mit Ernst, und um ihr zwei Jahre ausschließend zu widmen, entsagte er während dieser Zeit allen poetischen Arbeiten. Er schrieb damals eine Abhandlung unter dem Titel: Philosophie der Physiologie. Diese Schrift wurde nachher lateinisch von ihm ausgearbeitet, und seinen Vorgesetzten im Manuscripte vorgelegt, erschien aber nicht im Drucke. Nach beendigtem Cursus vertheidigte er im Jahre 1780 eine andere Probeschrift: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur

des Menschen mit seiner geistigen. Der Erfolg davon war eine baldige Anstellung als Regiments-Medicus bei dem Regimente Augé, und seine Zeitgenossen behaupten, daß er sich als praktischer Arzt durch Geist und Kühnheit, aber nicht im gleichen Grade durch Glück ausgezeichnet habe.

Nach Ablauf der Zeit, in der ihn ein strenges Gelübde von der Poesie entfernte, kehrte er mit erneuerter Liebe zu ihr zurück. Die Räuber und mehrere einzelne Gedichte, die er kurz nachher, nebst den Producten einiger Freunde, unter dem Titel einer Anthologie herausgab, entstanden in den Jahren 1780 und 1781, welche zu den entscheidendsten seines Lebens gehörten.

Für die Räuber fand Schiller keinen Verleger, und mußte den Druck auf eigene Kosten veranstalten. Desto erfreulicher war ihm der erste Beweis einer Anerkennung im Auslande; als ihn schon im Jahre 1781 der Hofkammerrath und Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung dieses Werks für die dortige Bühne aufforderte. Einen ähnlichen Antrag, der zugleich auf künftige dramatische Producte gerichtet war, erhielt er kurz darauf von dem Director des Mannheimer Theaters selbst, dem Freiherrn von Dalberg. Was Schiller hierauf erwiederte, ist noch vorhanden, und es ergiebt sich daraus, wie streng er sich selbst beurtheilte, und wie leicht er in jede Abänderung willigte, von deren Nothwendigkeit man ihn überzeugte, aber wie wenig auch diese Willfährigkeit in Schlaffheit ausartete, und

wie nachdrücklich er in wesentlichen Punkten, selbst gegen einen Mann, den er hochschätzte, die Rechte seines Werks vertheidigte.

Die schriftlichen Verhandlungen endigten sich zu beiderseitigen Zufriedenheit, und die Räuber wurden im Januar 1782 in Mannheim aufgeführt. Bei dieser und der zweiten Aufführung im Mai eben dieses Jahres war Schiller gegenwärtig, aber die Reise nach Mannheim hatte heimlich geschehen müssen, und blieb nicht verborgen. Ein vierzehntägiger Arrest war die Strafe. Zu eben dieser Zeit wurde Schillern durch einen andern Umstand sein Aufenthalt in Stuttgart noch mehr verbittert. Eine Stelle in den Räubern, wodurch sich die Graubündtner beleidigt fanden, veranlaßte eine Beschwerde, und der Herzog vorbot Schillern, ausser dem medicinischen Fache irgend etwas drucken zu lassen. Dies war für ihn eine desto drückendere Beschränkung, je günstigere Aussichten sich ihm durch den glücklichen Erfolg seines ersten Trauerspiels eröffneten. Auch hatte er sich mit dem Professor Abel und dem jetzigen Bibliothekar Petersen in Stuttgart vereinigt, um eine Zeitschrift unter dem Titel: Würtembergisches Repertorium der Literatur herauszugeben, zu deren ersten Stücken er einige Aufsätze als: über das gegenwärtige deutsche Theater; der Spaziergang unter den Linden; eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte, und verschiedene Recensionen, vorzüglich eine sehr strenge und ausführliche über die Räu-

ber lieferte. Indessen gab es noch einen Ausweg, um jenes Verbot rückgängig zu machen, wozu aber Schiller sich nicht entschließen konnte.

In spätern Jahren erzählte er selbst, wie ein glaubwürdiger Mann bezeugt, daß es nicht seine Beschäftigung mit Poesie überhaupt, sondern seine besondere Art zu dichten war, was damals die Unzufriedenheit des Herzogs erregte. Als ein vielseitig gebildeter Fürst achtete der Herzog jede Gattung von Kunst, und hätte gern gesehen, daß auch ein vorzüglicher Dichter aus der Carls-Schule hervorgegangen wäre. Aber in Schillers Producten fand er häufige Verstoße gegen den bessern Geschmack. Gleichwohl gab er ihn nicht auf, ließ ihn vielmehr zu sich kommen, warnte ihn auf eine väterliche Art, wobei Schiller nicht ungerührt bleiben konnte, und verlangte blos, daß er ihm alle seine poetischen Producte zeigen sollte. Dies einzugehen, war Schillern unmöglich und seine Weigerung wurde natürlicher Weise nicht aufgenommen. Es scheint jedoch, daß bei dem Herzoge auch nachher noch ein gewisses Interesse für Schillern übrig blieb. Wenigstens wurden keine strengen Maßregeln gegen ihn gebraucht, als er später sich heimlich von Stuttgart entfernte, und dieser Schritt hatte für seinen Vater keine nachtheilige Folgen. Auch durfte Schiller nachher im Jahre 1793, als der Herzog noch lebte, eine Reise in sein Vaterland und zu seinen Aeltern wagen, ohne daß diese Zusammenkunft auf irgend eine Art gestört wurde.

Die Aufführung der Räuber in Mannheim, wo die Schauspielkunst damals auf einer hohen Stufe stand, und besonders Ifflands Darstellung des Franz Moor, hatte auf Schiller begeisternd gewirkt. Seine dortige Aufnahme versprach ihm ein schönes poetisches Leben, dessen Reiz er nicht widerstehen konnte. Aber gleichwohl wünschte er, Stuttgart nur mit Erlaubniß des Herzogs zu verlassen. Diese Erlaubniß hoffte er durch den Freiherrn von Dalberg auszuwirken, und seine Briefe an ihn enthalten mehrmalige dringende Gesuche um eine solche Verwendung. Aber es mochten Schwierigkeiten eintreten, seine Bitte zu erfüllen, seine Ungeduld wuchs, er entschloß sich zur Flucht, und wählte dazu den Zeitpunkt im October 1782, da in Stuttgart Alles mit den Feierlichkeiten beschäftigt war, die durch die Ankunft des damaligen Großfürsten Paul veranlaßt wurden. Unter fremdem Namen ging er nach Franken und lebte dort beinahe ein Jahr in der Nähe von Meinungen zu Bauerbach, einem Gute der Frau Geheimen-Räthen von Wollzogen, deren wohlwollende Aufnahme er seiner Verbindung mit ihren Söhnen, die mit ihm in Stuttgart studirt hatten, verdankte. Sorglos und ungestört widmete er sich hier ganz seinen poetischen Arbeiten. Die Früchte seiner Thätigkeit waren: die Verschwörung des Fiesko, ein schon in Stuttgart während des Arrests angefangenes Werk — Kabale und Liebe und die ersten Ideen zum Don Karlos. Im September 1783 verließ er endlich diesen Aufenthalt, um sich nach

Mannheim zu begeben, wo er mit dem dortigen Theater in genauere Verbindung trat.

Es war in Schillers Charakter, bei jedem Eintritte in neue Verhältnisse sich sogleich mit Planen einer vielumfassenden Wirksamkeit zu beschäftigen. Mit welchem Ernste er die dramatische Kunst betrieb, ergibt sich aus seiner Vorrede zur ersten Ausgabe der Räuber, aus dem Aufsatze über das gegenwärtige deutsche Theater in dem Württembergischen Repertorium, und aus einer, im 1sten Hefte der Thalia eingerückten Vorlesung über die Frage: Was kann eine gute, stehende Schaubühne wirken? In Mannheim hoffte er viel für das höhere Interesse der Kunst. Er war Mitglied der damaligen churpfälzischen deutschen Gesellschaft geworden, sah sich von Männern umgeben, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete, und entwarf einen Plan, dem Theater in Mannheim durch eine dramaturgische Gesellschaft eine größere Vollkommenheit zu geben. Dieser Gedanke kam nicht zur Ausführung, aber Schiller versuchte wenigstens allein für diesen Zweck etwas zu leisten, und bestimmte dazu einen Theil der periodischen Schrift, die er im Jahre 1784 unter dem Titel: Rheinische Thalia unternahm. In der Ankündigung dieser Zeitschrift wirft er sich mit jugendlichem Vertrauen dem Publikum in die Arme. Seine Worte sind folgende:

„Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter.

Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele. — Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war, als seine Werke— und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen."

Unter die dramatischen Stoffe, mit denen sich Schiller während seines Aufenthalts in Franken und Mannheim abwechselnd beschäftigte, gehörte die Geschichte Conradins von Schwaben, und ein zweiter Theil der Räuber, der eine Auflösung der Dissonanzen dieses Trauerspiels enthalten sollte. Auch entstand damals bei ihm die Idee: Shakespears Macbeth und Timon für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Aber Don Karlos war es endlich, wofür er sich bestimmte, und einige Scenen davon erschienen im 1sten Hefte der Thalia.

Die Vorlesung dieser Scenen an dem Landgräflich Hessen-Darmstädtischen Hofe, gab Gelegenheit, daß Schiller dem dabei gegenwärtigen regierenden Herzoge von Sachsen-Weimar bekannt, und von ihm zum Rath ernannt wurde. Diese Auszeichnung von einem Fürsten, der mit den Musen vertraut und nur

an das Vortreffliche gewöhnt war, mußte Schiller zur großen Aufmunterung gereichen, und hatte späterhin für ihn die wichtigsten Folgen.

Im März des Jahrs 1785 kam er nach Leipzig. Hier erwarteten ihn Freunde, die er durch seine frühern Producte gewonnen hatte, und die er in einer glücklichen Stimmung fand. Unter diesen Freunden war auch der zu früh verstorbene Huber. Schiller selbst wurde aufgeheitert, und verlebte einige Monate des Sommers zu Golis, einem Dorfe bei Leipzig, in einem fröhlichen Zirkel. Das Lied an die Freude wurde damals gedichtet.

Mit dem Ende des Sommers 1785 begann Schillers Aufenthalt in Dresden, und dauerte bis zum Julius 1787. Don Karlos wurde hier nicht blos geendigt, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. Schiller bereuete oft, einzelne Scenen in der Thalia bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er selbst hatte während dieser Arbeit beträchtliche Fortschritte gemacht, seine Forderungen waren strenger geworden, und der anfängliche Plan befriedigte ihn eben so wenig, als die Manier der Ausführung in den ersten gedruckten Scenen.

Der Entwurf zu einem Schauspiel: der Menschenfeind, und einige davon vorhandene Scenen, gehören auch in diese Periode. Von kleineren Gedichten erschienen damals nur wenige. Schiller war theils zu sehr mit der Fortsetzung seiner Zeitschrift beschäftigt, theils war in ihm der Wunsch rege geworden, durch irgend eine Thätigkeit außerhalb des Gebietes

der Dichtkunst sich eine unabhängige Existenz zu gründen. Er schwankte einige Zeit zwischen Medicin und Geschichte und wählte endlich die letzte. Die historischen Vorarbeiten zum Don Karlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerksam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweiten. Zur Behandlung dieses Stoffes fing er daher an, Materialien zu sammeln. Auch beschloß er damals, Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen herauszugeben, wovon aber nur ein Theil erschien, der von Schiller selbst etwas mit enthält.

Cagliostro spielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufsehen erregte; unter dem, was von diesem sonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller Manches brauchbar für einen Roman, und es entstand die Idee zum Geisterseher. Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabei zum Grunde, sondern Schiller, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte blos in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Das Werk wurde ihm verleidet, und blieb unbeendigt, als aus den Anfragen, die er von mehrern Seiten erhielt, hervorzugehen schien, daß er blos die Neugierde des Publikum auf die Begebenheit gereizt hätte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung gewesen.

Das Jahr 1787 führte ihn nach Weimar. Goethe war damals in Italien, aber von Wieland und Herder wurde Schiller mit Wohlwollen aufgenommen. Herder war für ihn äußerst anziehend, aber die vä-

terliche Zuneigung, mit der ihm Wieland zuvorkam, wirkte noch in einem höhern Grade auf Schillers Empfänglichkeit. Er schrieb damals an einen Freund: „Wir werden schöne Stunden haben. Wieland ist jung, wenn er liebt.“

Ein solches genaueres Verhältniß gab Anlaß, daß Schiller zu einer fortgesetzten Theilnahme am deutschen Merkur aufgefordert wurde. Die Idee, dieser Zeitschrift durch ihn eine frischere und jugendlichere Gestalt zu geben, war für Wieland sehr erfreulich. Schiller ließ es nicht an Thätigkeit fehlen, und lieferte die Götter Griechenlands, die Künstler, ein Fragment der niederländischen Geschichte, die Briefe über Don Karlos, und einige andere prosaische Aufsätze für die Jahrgänge des Merkur von 1788 und 1789, die überhaupt zu den reichhaltigsten gehörten, und zugleich durch Beiträge von Göthe, Kant, Herder und Reinhold sich auszeichneten.

Noch im Jahr 1787 wurde Schiller von der Dame in Meiningen, die ihn, nach seiner Entfernung von Stuttgart, mit so vieler Güte aufgenommen hatte, zu einem Besuche eingeladen. Auf dieser Reise, die er aus inniger Dankbarkeit und Hochschätzung unternahm, verweilte er auch mit vieler Annehmlichkeit in Rudolstadt, machte dort interessante Bekanntschaften, und sah zuerst seine nachherige Gattin, Fräulein von Lengefeld.

Einige Wochen waren nach seiner Zurückkunft von dieser Reise vergangen, als er an einen Freund schrieb:

„Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt, und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin jetzt, ein isolirter fremder Mensch, in der Natur herumgeirrt, und habe nichts als Eigenthum besessen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. — Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte, als genoß, weil es mir an immer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt. —"

Die Gegend bei Rudolstadt hatte Schiller so sehr angezogen, daß er sich entschloß, den Sommer des Jahrs 1788 dort zu verleben. Er wohnte vom Mai bis zum November theils in Volksstädt, nicht weit von Rudolstadt, um das Landleben zu genießen, theils später in Rudolstadt selbst, und die Familie der Frau von Lengefeld war fast täglich sein Umgang. Im November schrieb er:

„Mein Abzug aus Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden. Ich habe dort viele schöne Tage gelebt, und ein sehr werthes Band der Freundschaft gestiftet."

Während dieses Aufenthalts in Rudolstadt traf

sichs, daß Schiller zum erstenmale Goethe sah. Seine Erwartung war aufs höchste gespannt, theils durch die frühern Eindrücke von Goethes Werken, theils durch Alles, was er über sein Persönliches in Weimar gehört hatte. Goethe erschien in einer zahlreichen Gesellschaft, heiter und mittheilend, besonders über seine italiänische Reise, von der er eben zurückgekommen war; aber diese Ruhe und Unbefangenheit hatte für Schiller, der in dem Bewußtseyn eines rastlosen und unbefriedigten Strebens ihm gegenüber saß, damals etwas Unbehagliches.

„Im Ganzen genommen," schrieb er über diese Zusammenkunft, „ist meine in der That große Idee von Goethe, nach dieser persönlichen Bekanntschaft, nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusamenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Und die Zeit lehrte schon nach einigen Monaten, daß Goethe wenigstens keine Gelegenheit versäumte, sich für Schiller, den er zu schätzen wußte, thätig zu verwenden. Als der Professor Eichhorn damals Jena verließ, war eben Schillers Werk über den Ab-

fall der Niederlande erschienen, und versprach Viel von ihm für den Vortrag der Geschichte. Goethe und der jetzige Geheime-Rath von Voigt bewirkten daher seine Anstellung als Professor in Jena. Schiller war dies allerdings erwünscht, aber zugleich überraschend, da er zu einem solchen Lehramte noch eine Vorbereitung von einigen Jahren für nöthig gehalten hatte.

Seit seiner Abreise von Dresden bis zum Frühjahr 1789, als der Zeit, wo er seine Professur in Jena antrat, beschäftigte ihn hauptsächlich sein historisches Werk. Er schrieb darüber einem Freunde:

„Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer, unbebauter Felder hat für mich so viel Reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen, und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt."

Eine spätere Aeußerung über den historischen Styl war folgende:

„Das Interesse, welches die Geschichte des peloponnesischen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geschichte, die man für die Neuern schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die Aufgabe, daß man seine Materialien so wählt und stellt, daß sie des Schmuckes nicht brauchen, um zu interessiren. Wir Neuern haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen

wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Gränze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkührlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist."

Eine so begeisternde Ansicht der Geschichte machte gleichwohl Schiller der Dichtkunst nicht untreu. Seine poetischen Produkte in diesem Zeitraume waren nicht zahlreich, aber bedeutend, und Fortschritte, sowohl in Ansehung der Form als des Inhalts, zeigten sich sehr deutlich in den Göttern Griechenlands und in den Künstlern. Auch beschäftigten ihn Plane zu künftigen poetischen Arbeiten. Die Idee, einige Situationen aus Wielands Oberon als Oper zu behandeln, kam nicht zur Ausführung. Länger verweilte Schiller bei dem Gedanken, zu einem epischen Gedichte den Stoff aus dem Leben des Königs Friedrich des Zweiten zu wählen. Es finden sich hierüber in Schillers Briefen folgende Stellen:

„Die Idee, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des Zweiten zu ma-

chen, ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie 6 bis 8 Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von der so nahen Modernität dieses Sujets entstehen, und die anscheinende Unverträglichkeit des epischen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenstande würden mich so sehr nicht schrecken. Ein episches Gedicht im 18ten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding seyn, als eines in der Kindheit der Welt. Und eben das ists, was mich an diese Idee so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophien, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer schönen, harmonischen Freiheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur u. s. w. anschaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte auch alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe in einem so prosaischen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander, aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthst du wohl schwerlich — kein an-

deres, als ottave rime. Alle andere, das jambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Fesseln spielen! Wie sehr der epische Gehalt durch die weiche, ſ-fte Form schöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern die Iliade; wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte wo möglich sehr einfach und wenig verwickelt seyn, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen lassen. Es gibt hier kein besseres Muster, als die Iliade."

Das Studium der Griechen war überhaupt damals für Schiller sehr anziehend. Von Rudolstadt aus schrieb er:

„Ich lese jetzt fast nichts als Homer; die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing."

In dieser Zeit übersetzte er auch die Iphigenia in

Aulis, und einen Theil der Phönicierinnen des Euripides. Der Agamemnon des Aeschylus, auf den er sich sehr freute, sollte nachher an die Reihe kommen. Die Uebersetzungen aus Virgils Aeneis entstanden später, und wurden großentheils durch Schillers dermalige Vorliebe für die Stanzen veranlaßt. Bürger war im Jahr 1789 nach Weimar gekommen, und Schiller ging einen Wettstreit mit ihm ein. Beide wollten dasselbe Stück aus dem Virgil, jeder in einem selbstgewählten Versmaße, übersetzen.

Wie sehr Schiller in dieser Periode seines Lebens die ächte Kritik ehrt, und mit welcher Strenge er sich selbst behandelte, ergibt sich aus folgenden Stellen seiner Briefe:

„Mein nächstes Stück, schreibt er, das schwerlich in den nächsten 2 Jahren erscheinen dürfte, muß meinen dramatischen Beruf entscheiden. Ich traue mir im Drama dennoch am allermeisten zu, und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, auf's Aeußerste embarassirt, weil die Composition zu weitläufig und zu kühn war. Laß mich einmal einen simpeln Plan behandeln und darüber brüten."

Wieland hatte ihm den Mangel an Leichtigkeit vorgeworfen.

„Ich fühle," schreibt er darüber, „während meiner Arbeiten nur zu sehr, daß er Recht hat, aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt, und dies läßt mich hoffen, daß ich mich sehr darin ver-

bessern kann. Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle des Geistes und Herzens von seinem Gegenstande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man sich hinsetzt, sie aufs Papier zu werfen, und leichter Humor sind nothwendige Requisiten zu dieser Eigenschaft; und wenn ich es einmal mit mir selbst dahin bringe, daß ich jene drei Erfordernisse besitze, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden."

Ein solches Streben, jede höhere Forderung zu befriedigen, artete jedoch nie in kleinliche Aengstlichkeit aus. Ueber die Freiheit des Dichters in der Wahl seines Stoffes schrieb er damals Folgendes:

„Ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, das heißt, seiner eignen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf, und keiner andern Forderung unterworfen ist. Hingegen glaube ich auch festiglich, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt. Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zweck setzt, aber dieser heilig folgt, wird am Ende alle andere Rücksichten, die er zu vernachläßigen schien, ohne daß er es will oder weiß, gleichsam zur Zugabe mit erreicht haben, da im Gegentheil der, der zwischen Schönheit und Moralität, oder was es

sonst sey, unstät flattert, oder um beide buhlt, leicht es mit jeder verdirbt."

In einem andern damaligen Briefe findet sich folgende Aeußerung:

„Ihr Herren Kritiker und wie ihr euch sonst nennt, schämt oder fürchtet euch vor dem augenblicklichen vorübergehenden Wahnwitze, der sich bei allen eignen Schöpfern findet, und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer unterscheidet. Daher eure Klagen über Unfruchtbarkeit, weil ihr zu frühe verwerft, und zu strenge fordert."

Die glückliche Stimmung, die in der damaligen Zeit aus Schillers Briefen hervorgieng, wurde in den beiden ersten Jahren seines Aufenthalts in Jena noch erhöht; als mehrere günstige Umstände ihn von der ängstlichen Sorge für die Gegenwart und Zukunft befreiten, und als der Besitz einer geliebten Gattinn einen längst gewünschten Lebensgenuß ihm darbot. Sein Lehramt begann er auf eine sehr glänzende Art; über Vierhundert Zuhörer strömten zu seinen Vorlesungen. Die Unternehmung einer Herausgabe von Memoiren, wozu er einleitende Abhandlungen schrieb, und die Fortsetzung der Thalia sicherten ihm für seine Bedürfnisse eine hinlängliche Einnahme. Es blieb ihm dabei noch Zeit zu Recensionen für die allgemeine Literaturzeitung übrig, zu der er schon seit 1787 Beiträge lieferte. Für die Zukunft hatte ihn der Buchhändler Göschen zu einer Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs für einen historischen Alma-

nach aufgefordert, und ein deutscher Plutarch war die Arbeit, die den folgenden Jahren vorbehalten wurde. Von dem Herzoge von Sachsen-Weimar war mit großer Bereitwilligkeit, so viel es die Verhältnisse erlaubten, beigetragen worden, um Schiller ein gewisses Einkommen zu verschaffen. Das ausgezeichnete Wohlwollen, womit ihn der damalige Coadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, der Fürst Primas und Großherzog von Frankfurt, behandelte *), eröffnete Schiller die günstigsten Aussichten. Für die Gründung seines häuslichen Glücks schien er nichts weiter zu bedürfen; sein Herz hatte gewählt, und im Februar 1790 erhielt er die Hand des Fräuleins von Lengefeld. Seine Briefe aus den nachherigen Monaten enthalten folgende Stellen:

„Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sichs wieder in meiner Brust. — Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung

*) Eben dieser Fürst erfreute Schiller in der Folge durch fortgesetzte schriftliche Beweise des wärmsten Antheils an seinen Schicksalen.

und Erholung. Mein Daseyn ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin. — Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterm Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück."

Aber eine so glückliche Lage wurde bald durch einen harten Schlag gestört. Eine heftige Brust-Krankheit ergriff Schiller im Anfange des Jahrs 1791, und zerrüttete seinen körperlichen Zustand für seine ganze übrige Lebenszeit. Mehrere Rückfälle ließen das Schlimmste fürchten, er bedurfte der größten Schonung, öffentliche Vorlesungen wären ihm äusserst schädlich gewesen, und alle andere anstrengende Arbeiten mußten ausgesetzt bleiben. Es kam Alles darauf an, ihn wenigstens auf einige Jahre in eine sorgenfreie Lage zu versetzen, und hierzu fehlte es in Deutschland weder an Willen noch an Kräften; aber ehe für diesen Zweck eine Vereinigung zu Stande kam, erschien unerwartet eine Hülfe aus Dänemark. Von dem damaligen Erbprinzen, jetzt regierenden Herzoge von Holstein-Augustenburg, und

von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drey Jahre, ohne alle Bedingungen, und blos zu seiner Wiederherstellung angeboten, und dies geschah mit einer Feinheit und Delikatesse, die den Empfänger, wie er schreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten selbst. Dänemark war es, woher einst auch Klopstock die Mittel einer unabhängigen Existenz erhielte, um seinen Messias zu endigen. Gesegnet sey eine so edelmüthige Denkart, die auch bei Schiller durch die glücklichsten Folgen belohnt wurde!

Völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit war nicht zu erwarten, aber die Kraft seines Geistes, der sich vom Drucke der äußern Verhältnisse frei fühlte, siegte über die Schwäche des Körpers. Kleinere Uebel vergaß er, wenn ihn eine begeisternde Arbeit oder ein ernstes Studium beschäftigte, und von heftigen Anfällen blieb er oft Jahre lang befreit. Er hatte noch schöne Tage zu erleben, genoß sie mit heiterer Seele, und von dieser Stimmung erntete seine Nation die Früchte in seinen trefflichsten Werken.

Während der ersten Jahre seines Aufenthalts in Jena war Schiller mit den meisten dortigen Gelehrten im besten Vernehmen: mit Paulus, Schütz und Hufeland in freundschaftlichen Verhältnissen, aber in der genauesten Verbindung mit Reinold. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch auf die Kantische Philosophie aufmerksam gemacht wurde, und daß

sie ihn anzog. Was er vorzüglich studirte, war die Kritik der Urtheilskraft, und dies führte ihn zu philosophischen Untersuchungen, deren Resultate er in der Abhandlung über Anmuth und Würde, in verschiedenen Aufsätzen der Thalia, und hauptsächlich später in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen bekannt machte.

Aus der Periode dieser theoretischen Studien findet sich von ihm folgende schriftliche Aeußerung:

„Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles Poetik gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbei zu kommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äussern Dinge ist er so lax, als man seyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausschließend von der Tragödie, die er mehr als irgend eine andere poetische Gattung begünstigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht, und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut

nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist Alles empirisch, aber die große Anzahl der Fälle, und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität von Gesetzen.“

In den Jahren von 1790 bis mit 1794 wurde kein einziges Original-Gedicht fertig, und blos die Uebersetzungen aus dem Virgil fallen in diese Zeit. Es fehlte indessen nicht an Planen zu künftigen poetischen Arbeiten. Besonders waren es Ideen zu einer Hymne an das Licht, und zu einer Theodicee, was Schiller damals beschäftigte.

„Auf diese Theodicee,“ schreibt er, „freue ich mich sehr, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzische viel poetischer, und hat einen größern Charakter.“

Vorzüglich gab ihm die Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs, die er für Göschens historische Almanache vom Jahre 1791 an bearbeitete, Stoff zu poetischer Thätigkeit. Einige Zeit beschäftigte ihn der Gedanke, Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu wählen, wie aus folgender Stelle seiner Briefe zu ersehen ist:

„Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Intresse mit nationellem und politischem noch am meisten gattet, steht Gustav Adolph oben an. — Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem drey-

ßigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es kommt also blos auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr Intresse zu behandeln, als wenn dies der Hauptstoff gewesen wäre."

Aus eben dieser Zeit ist auch die erste Idee zum Wallenstein. Als schon im Jahre 1792 diese Idee zur Ausführung kommen sollte, schrieb Schiller darüber Folgendes:

„Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich blos Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That, denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehrern Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungs-Kraft beträgt sich mit minder Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre

vorige Freiheit wieder zurück, und setzte sich keine anderen, als freiwillige Schranken.“

Aber es sollten noch 7 Jahre vergehen, ehe der Wallenstein fertig wurde, und es gab einen Zeitpunkt der Muthlosigkeit, da Schiller dieses Werk beinahe ganz aufgegeben hätte. In seinen Briefen vom Jahre 1794 findet sich folgende Stelle:

„Vor dieser Arbeit (dem Wallenstein) ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, daß ich Ursache habe, sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich im dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichsten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drey bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen.“

Nicht lange vor diesen Aeußerungen hatte Schiller eine Revision vorgenommen, und aus seinen damaligen Ansichten wird die Strenge begreiflich, mit der er seine früheren Producte behandelte. Gleichwohl darf man nicht glauben, daß überhaupt damals eine hypochondrische Stimmung durch körperliche Leiden

bei ihm hervorgebracht worden wäre. Mehrere Stellen aus seinen Briefen beweisen, daß er eben in dieser Zeit für begeisternde Wirksamkeit und für edlern Lebensgenuß nichts weniger als erstorben war.

Als nach Ausbruch der französischen Revolution das Schicksal Ludwigs des XVI. entschieden werden sollte. schrieb Schiller im Dezember 1792 Folgendes an einen Freund:

„Weißt du mir Niemand, der gut ins Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen, und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer seiner Classe, wo nicht seiner Nation, anzusehen, und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Ausserdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs

öffentlich ſtreitet, darf bei dieſer Gelegenheit ſchon einige wichtige Wahrheiten mehr ſagen, als ein Anderer, und hat auch ſchon etwas mehr Credit. Vielleicht räthſt du mir an, zu ſchweigen, aber ich glaube, daß man bei ſolchen Anläſſen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigeſinnte Kopf geſchwiegen, ſo wäre nie ein Schritt zu unſerer Verbeſſerung geſchehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich ſprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da iſt; und eine ſolche Zeit ſcheint mir die jetzige zu ſeyn.“

In der Mitte des Jahrs 1793 ſchrieb Schiller: „Die Liebe zum Vaterlande iſt ſehr lebhaft in mir geworden.“

Er unternahm die Reiſe nach Schwaben, lebte vom Auguſt an bis zum Mai des folgenden Jahres theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg, und freute ſich des Wiederſehens ſeiner Aeltern, Schweſtern und Jugendfreunde. Von Heilbronn aus ſchrieb er an den Herzog von Würtemberg, gegen den er ſich durch ſeine Entfernung von Stuttgart vergangen hatte. Er erhielt zwar keine Antwort, aber die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert, Schiller werde nach Stuttgart kommen, und von ihm ignorirt werden. Dies beſtimmte Schillern, ſeine Reiſe fortzuſetzen, und er fand in der Folge, daß er nichts dabei gewagt hatte. Auch betrauerte er eben dieſen Herzog, der kurz nachher ſtarb, mit einem innigen Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung.

Schiller kehrte nach Jena zurück, voll von einem schon lange entworfenen, aber nun reif gewordenen Plane, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands zu einer Zeitschrift zu vereinigen, die Alles übertreffen sollte, was jemals von dieser Gattung existirt hatte. Ein unternehmender Verleger war dazu gefunden, und die Herausgabe der Horen wurde beschlossen. Die Thalia war mit dem Jahrgang 1793 geendigt worden. Für die neue Zeitschrift öffneten sich sehr günstige Aussichten, und auf die Einladungen zur Theilnehmung erfolgten von allen Seiten vielversprechende Antworten.

Jena erhielt damals für Schiller einen neuen Reiz, da Wilhelm von Humboldt, der ältere Bruder des berühmten Reisenden, sich dahinbegeben hatte, und mit Schiller dort in der genauesten Verbindung lebte. In diese Zeit trifft auch der Anfang des schönen, und nachher immer fester geknüpften Bundes zwischen Goethe und Schiller, der für beide den Werth des Lebens erhöhte.

Ueber die Veranlassung dieses Ereignisses finden sich folgende Stellen in Schillers Briefen:

„Bei meiner Zurückkunft (von einer damaligen kleinen Reise) fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand

sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorgieng. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel. —

Ich werde künftige Woche auf 14 Tage nach Weimar reisen und bei Goethe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns Beide entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf. —

Wir haben eine Correspondenz mit einander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Correspondenz wirklich interessant werden.“

Mit dem folgenden Jahre 1795 beginnt bei Schiller eine neue Periode der poetiſchen Fruchtbarkeit. So ſehr ihn auch die neue Zeitſchrift beſchäftigte, ſo entſtanden doch gleichwohl mehrere Gedichte, die theils in die Horen, theils in den Muſenalmanach aufgenommen wurden, deſſen Herausgabe Schiller unternahm. Das Reich der Schatten oder das Ideal und das Leben, die Elegie hielt Schiller für eines ſeiner gelungenſten Werke.

„Mir däucht," ſchrieb er darüber, „das ſicherſte empiriſche Kriterium von der wahren poetiſchen Güte meines Products dieſes zu ſeyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erſt abwartet, ſondern hervorbringt, alſo in jeder Gemüthslage gefällt. Und dies iſt mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, als mit dieſem."

Ueber die Ideale findet ſich folgende Aeußerung von ihm:

„Dieſes Gedicht iſt mehr ein Naturlaut, wie Herder es nennen würde, und als eine Stimme des Schmerzes, die kunſtlos und vergleichungsweiſe auch formlos iſt, zu betrachten. Es iſt zu individuell wahr, um als eigentliche Poeſie beurtheilt werden zu können; denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert ſich von einer Laſt, anſtatt daß es in Geſängen von anderer Art, von einem Ueberfluſſe getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entſprang, theilt

es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlechte nach, nicht Anspruch.“

„Das Reich der Schatten,“ schreibt er ferner, „ist, mit der Elegie verglichen, blos ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinne ein Maximum gewesen. — Und das will ich versuchen, sobald ich Muße bekomme. Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetische Kräfte spannen sich zu dieser Energie an, — das Ideal der Schönheit objectiv zu individualisiren, um daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nehmlich das ganze Feld der Poesie in die naive und die sentimentiale, hat ihrer drey: Satyre, Elegie, Idylle. In der sentimentalen Dichtkunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste Problem. Es wird nemlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten poetischen Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle seyn. Ueber diesen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten, denn

dieſer darf die menſchliche Natur nicht verlaſſen, und eben von dieſem Uebertritt des Menſchen in den Gott würde dieſe Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar ſchon Götter, aber durch Herkules kann ich ſie noch an die Menſchheit anknüpfen, und eine Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieſes Unternehmen, ſo hoffte ich dadurch mit der ſentimentalen Poeſie über die naive ſelbſt triumphirt zu haben.

Eine ſolche Idylle würde eigentlich das Gegenſtück der hohen Comödie ſeyn, und ſie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem ſie auf der andern und im Stoff das directe Gegentheil davon wäre. Die Comödie ſchließt nemlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff iſt die Wirklichkeit; der Stoff dieſer Idylle iſt das Ideal. Die Comödie iſt dasjenige in der Satyre, was das Product quæstionis in der Idylle (dieſe als ein eignes ſentimentales Geſchlecht betrachtet) ſeyn würde. Zeigte es ſich, daß eine ſolche Behandlung der Idylle unausführbar wäre, — daß ſich das Ideal nicht individualiſiren ließe, — ſo würde die Comödie das höchſte poetiſche Werk ſeyn, für welches ich ſie immer gehalten habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer ſolchen Idylle zu glauben.

Denken Sie ſich aber den Genuß, in einer poetiſchen Darſtellung alles Sterbliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von

dem Allen mehr zu sehen. — Mir schwindelt, wenn ich an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe blos noch ganz schwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann.“

Das Trauerspiel war indessen die Heimath, zu der Schiller auch in der damaligen Stimmung bald wieder zurückkehrte. Aus der Geschichte der türkischen Belagerung von Malta hatte er einen Stoff sich ausgedacht, wobei er viel von dem Gebrauch des Chors erwartete. Von diesem Stücke — die Ritter von Malta — findet sich der Plan in Schillers Nachlasse, und die Ausführung wurde damals blos aufgeschoben, da er sich im Mai 1796 für den Wallenstein entschied. „Ich sehe mich,“ schrieb er damals, „auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dies ist schon viel, und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehr-

heit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht; denn Wallenstein ist ein Charakter, der — als ächt real — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann. — Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde und dgl. — ich hoffe aber nichtsdestoweniger auf rein realem Wege einen dramatisch-großen Charakter in ihm aufzustellen, der nie ein ächtes Lebens-Prinzip hat. Vordem habe ich, wie im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentale nemlich) entschädigen.

Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch interessanter, daß der eigentliche Realin den Erfolg hat, den der ideale Charakter entbehren kann. Unglücklicher Weise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er kann sich nicht,

wie der Idealiſt, in ſich ſelbſt einhüllen und ſich über die Materie erheben, ſondern er will die Materie ſich unterwerfen, und erreicht es nicht.

Daß Sie mich auf dieſem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Beſorgniß werden wandeln ſehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es iſt erſtaunlich, wie viel Reales ſchon die zunehmenden Jahre mit ſich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erſt nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einſchlage, in Goethes Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde meſſen müſſen, iſt freilich wahr; auch iſt es ausgemacht, daß ich hierin neben Ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein iſt, und Er nie erreichen kann, ſo wird ſein Vorzug mir und meinem Producte keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung ſich ziemlich heben ſoll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollſten Augenblicken mir verſpreche, verſchieden ſpecificiren, aber unſere Arten einander nicht unterordnen, ſondern unter einem höhern idealiſchen Gattungsbegriff einander coordiniren.“

Acht Monate ſpäter ſchrieb Schiller hierüber Folgendes an einen andern Freund:

„Noch immer liegt das unglückſelige Werk formlos und endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat ſo viel Zweck und Form, als der Wallenſtein jetzt ſchon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, und was ich ſoll, als daß ich mir das Geſchäft ſo leicht machen könnte. — Es iſt mir faſt Alles abgeſchnitten, wodurch ich dieſem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beikommen könnte; von dem Inhalte habe ich faſt nichts zu erwarten; alles muß durch eine glückliche Form bewerkſtelligt werden. —

Du wirſt dieſer Schilderung nach, fürchten daß mir die Luſt an dem Geſchäfte vergangen ſey, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sey aber unbeſorgt, meine Luſt iſt nicht im geringſten geſchwächt, und eben ſo wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade ſo ein Stoff mußte es ſeyn, an dem ich mein neues dramatiſches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Schermeſſers gehe, wo jeder Seitenſchritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Beſtimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entſcheidende Kriſe mit meinem poetiſchen Charakter erfolgen. Auch iſt ſie ſchon im Anzuge, denn ich trautire mein Geſchäft ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und

Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Haupt-Character, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem bloß objectiven Verfahren, war und ist mir das weitläufige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich, denn ich mußte die Handlung, wie die Charactere, aus ihrer Zeit, ihrem Lokal, und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigne Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus dieser Classe hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloß beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre."

Seit der Zeit, da dieses geschrieben wurde, vergingen

noch zwei Jahre und beinahe vier Monate, ehe Schiller den Wallenstein endigte. Es entstanden aber inmittelst mehrere kleinere Gedichte, und unter diesen die Xenien. Die Geschichte dieses Products kann vielleicht etwas beitragen, manche darüber gefällte Urtheile zu berichtigen.

An Goethes Seite begann für Schiller eine neue und schönere Jugend. Hohe Begeisterung für alles Treffliche, lebendiger Haß gegen falschen Geschmack überhaupt, und gegen jede Beschränkung der Wissenschaft und Kunst, berauschender Uebermuth im Gefühl einer vorher kaum geahnten Kraft, war damals bei ihm die herrschende Stimmung. Daher seine Vereinigung mit Goethe zu einem Unternehmen, das Schiller selbst auf folgende Art beschreibt: „Die Einheit kann bei einem solchen Product blos in einer gewissen Grenzlosigkeit, und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden, und damit die Heterogenität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, deren jedes ein Monodistichon ist. Das meiste ist wilde Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedanken-Blitzen. Es werden nicht unter 600 solcher Monodistichen werden, aber der Plan ist, auf 1000 zu steigen. Sind wir mit einer bedeutenden Anzahl fertig, so wird der

Vorrath, mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit, sortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird dann von seiner Manier etwas aufzuopfern suchen, um sich dem andern mehr anzunähern."

Dieser Plan wurde nicht ausgeführt. Im Julius 1796 schrieb Schiller darüber Folgendes:

„Nachdem ich die Redaction der Xenien gemacht hatte, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Monodistichen nöthig sey, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche Hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, einem nicht so leicht zu Gebote stehen, auch die Vollendung des Meisters Goethe eine starke Diversion macht, so sind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernsthaften, philosophischen und poetischen werden daraus vereinzelt, und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die satyrischen folgen unter dem Namen Xenien nach."

Es mag seyn, daß bei diesem Verfahren manches Epigramm aufgenommen wurde, das bei einer strengen Auswahl nach dem ersten Plane weggeblieben wäre. Schiller war allerdings damals gereizt, nicht durch Bemerkungen über die Mängel seiner Producte — denn hierüber war Niemand scharfsichtiger

als er selbst, wie sich aus obigen Stellen seiner Briefe ergiebt, und jeden seiner Freunde forderte er zu freimüthigen Urtheilen auf — sondern weil ihn die Kälte und Geringschätzung erbitterte, womit ein Unternehmen, wofür er sich begeistert hatte, von mehrern Seiten aufgenommen wurde. Dies war der Fall bei den Horen. Im Vertrauen auf den Beistand der ersten Schriftsteller der Nation, hatte er auf eine gewisse Wirkung gerechnet, und dagegen sehr oft Mangel an Empfänglichkeit und kleinliche Ansichten gefunden. Es konnte ihm dann wohl in einer Aufwallung der Indignation auch etwas Menschliches begegnen, aber der eigentliche Geist, in dem die Xenien geschrieben sind, spricht sich für den unbefangenen Leser im Ganzen deutlich genug aus.

Ein Wetteifer mit Goethe veranlaßte im Jahr 1797 Schillers erste Balladen. Beide Dichter theilten sich in die Stoffe, die sie gemeinschaftlich ausgesucht hatten. Von dieser Gattung, die Schiller lieb geworden war, lieferte er in spätern Jahren noch Manches, nachdem andere kleinere Gedichte seltner von ihm erschienen.

Seit dem Jahre 1799 widmete er sich den dramatischen Arbeiten, und gab die Herausgabe des Musenalmanachs auf. Die Horen hatten schon früher geendigt. Goethes Propyläen indessen, für die sich Schiller sehr lebhaft interessirte, sollten Beiträge von ihm erhalten.

In eben diese Zeit trifft auch eine Veränderung seines Wohnorts. Um die Anschauung des Theaters

zu haben, wollte Schiller anfänglich nur den Winter in Weimar zubringen, und während des Sommers auf einem Garten bei Jena leben, den er sich dort gekauft hatte. Aber späterhin wurde Weimar sein beständiger Aufenthalt. Von dem regierenden Herzoge wurde er bei dieser Gelegenheit auf eine sehr edle Art unterstützt, so wie ihn überhaupt dieser Fürst bei jedem Anlasse durch die deutlichsten Beweise seines Wohlwollens erfreute. Ihm verdankte Schiller im Jahre 1795, als er einen Ruf als Professor nach Tübingen erhielt, die Zusicherung einer Verdoppelung seines Gehalts, auf den Fall, daß er durch Krankheit an schriftstellerischen Arbeiten verhindert würde; nachher im Jahre 1799 eine fernere Zulage, und zuletzt im Jahre 1804, wegen bedeutender Anerbietungen, die Schiller von Berlin aus gemacht wurden, eine Vermehrung seiner Besoldung. Auch war es der Herzog von Sachsen-Weimar, der aus eigner Bewegung im Jahre 1802 Schiller den Adelsbrief auswirkte.

Außer Goethes Nähe hatte der Aufenthalt in Weimar für Schiller noch andere erhebliche Vortheile. Zu seiner Aufheiterung diente besonders ein damals errichteter fröhlicher Klubb, für den er, so wie Goethe, einige gesellschaftliche Lieder dichtete. Die vier Weltalter und das Lied an die Freude entstanden auf diese Art. Das Theater gab Schiller vielen Genuß, und gern beschäftigte er sich auch mit der höhern Ausbildung der dortigen Schauspieler.

Seine Ansichten der Kunst und Kritik in dieser

letzten Periode seines Lebens ergeben sich aus folgenden Fragmenten seiner damaligen Briefe:

„Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer gröſsern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe, bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andere von der Elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daſs es kein Gefäſs gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst. —

Wenn man die Kunst, so wie die Philosophie, als etwas, das immer wird und nie ist, also immer dynamisch, und nicht, wie sie es jetzt nennen, atomistisch, betrachtet, so kann man gegen jedes Product gerecht seyn, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Charakter der Deutschen, daſs ihnen Alles gleich fest wird, und daſs sie die unendliche Kunst, so

wie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hinein bannen müssen. Deswegen gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerey, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es gibt freilich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritte ihr Heil finden kannt —"

„Ich habe dieser Tage den rasenden Roland wieder gelesen, und kann dir nicht genug sagen, wie anziehend und erquickend mir diese Lectüre war. Hier ist Leben und Bewegung und Farbe und Fülle; man wird aus sich heraus ins volle Leben, und doch wieder von da zurück in sich selbst hineingeführt; man schwimmt in einem reichen unendlichen Elemente, und wird seines ewigen identischen Ichs los, und existirt ebendeswegen mehr, weil man aus sich selbst gerissen wird. Und doch ist, trotz aller Ueppigkeit, Rastlosigkeit und Ungeduld, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr empfindet, als erkennt, und an der Stetigkeit und sich selbst erhaltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zustandes wahrnimmt. Freilich darf man hier keine Tiefe suchen und keinen Ernst; aber wir brauchen wahrlich auch die

Fläche, so nöthig als die Tiefe, und für den Ernst sorgt die Vernunft und das Schicksal genug, daß die Phantasie sich nicht damit zu bemengen braucht. —“

„Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet seyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andere von dem Zeitstern ergriffen; er kommt selbst, wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten? Und so kann es vielleicht geschehen seyn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe.“

Nachdem Schiller einmal durch den Wallenstein die Meisterschaft errungen hatte, folgten seine übrigen dramatischen Werke schnell auf einander, obgleich seine Thätigkeit oft durch körperliche Leiden, und besonders im Jahre 1799 durch Sorge für eine geliebte Gattin, bei ihrer damaligen gefährlichen Krankheit, unterbrochen wurde. Wallenstein erschien 1799. Maria Stuart 1800. Die Jungfrau

von Orleans 1801. Die Braut von Meſſina 1803 und Wilhelm Tell 1804. In eben dieſem Jahre feierte er die Ankunft der Ruſſiſchen Großfürſtin, die ſich mit dem Erbprinzen von Sachſen-Weimar vermählte, durch die Huldigung der Künſte. Alle dieſe Werke ließen ihm noch Zeit übrig, Shakespear's Macbeth und Gozzi's Turandot für das deutſche Theater zu bearbeiten. Später wurden noch Racine's Phädra und zwei franzöſiſche Luſtſpiele von ihm überſetzt. In den Zwiſchenzeiten beſchäftigten ihn mehrere dramatiſche Plane, wovon ſich ein Theil unter ſeinen Papieren aufgefunden hat.

Auch für eine Comödie hatte er einen Stoff gefunden, fühlte ſich aber zu fremd für dieſe Gattung.

„Zwar glaube ich mich," ſchrieb er einem Freunde, „derjenigen Comödie, wo es mehr auf eine komiſche Zuſammenfügung der Begebenheiten, als auf komiſche Charactere und auf Humor ankommt, gewachſen, aber meine Natur iſt doch zu ernſt geſtimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen."

Nach der Ueberſetzung der Phädra hatte er ein neues dramatiſches Gedicht begonnen, wovon die Geſchichte des falſchen Demetrius in Rußland der Stoff war. Bei dieſem Werke, mitten im Vollgefühl ſeiner geiſtigen Kraft, ergriff ihn der Tod. Ein heftiger Rückfall ſeiner gewöhnlichen Bruſtkrankheit endigte ſein Leben am 9ten Mai 1805.

Er hinterließ eine Wittwe, zwei Söhne und zwei Töchter. Von seinen drey Schwestern war die jüngste vor ihm gestorben; die älteste aber lebt in Meiningen als Gattin des dasigen Hofraths Reinwald, und die zweite ist an den Stadtpfarrer Frankh zu Neckmühl, im Königreiche Württemberg, verheirathet.

Schillers Gesichtszüge sind am treusten und geistvollsten in einer colossalen Büste vom Professor Dannecker in Stuttgart dargestellt worden. Eine früher verfertigte Büste in Lebensgröße, wozu Schiller während seines letzten Aufenthalts in Schwaben gesessen hatte, lag dabei zum Grunde, und dieses Werk in einem größern Style, mit aller Anstrengung seiner Kräfte, auszuführen, beschloß der edle Künstler in dem Augenblicke der höchsten Rührung, da er die Nachricht von dem Tode seines Freundes erhielt.

Goethes Worte über Schiller mögen diesen Aufsatz beschließen:

Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt;
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme! —
Damit der Tag der Edlen endlich komme,
Und mancher Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,

Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig fest gebannt.
Zum höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem was wir schätzen, engverwandt.
So feyert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Hofrath Haug.

1761—1829.

Stadtbibliothek Hannover

1781 — 1930

Hofrath Haug.

1761—1829.

Johann Christoph Friedrich Haug ward den 9 Merz 1761 in dem Schwäbischen Städtchen Niederstotzingen, wo sein Vater, der nachmalige Professor und Stiftsprediger zu Stuttgart, Balthasar Haug, damals Pfarrer war, geboren, erhielt seine erste Bildung in dem Gymnasium zu Stuttgart, und war Anfangs zum Studium der Theologie bestimmt.

Im Jahre 1776 in die Karls-Akademie aufgenommen, wandte er sich jedoch nach vollendetem philologischem und philosophischem Kursus zum Studium der Rechtswissenschaft, und machte in derselben so gute Fortschritte, daß er, durch vier in verschiedenen Zweigen derselben erhaltene Prämien den vom Herzoge gestifteten akademischen Orden errang. Nach beendigten Studien wurde er vom Herzoge Carl im Jahre 1783 als Sekretär in seinem geheimen Cabinette angestellt. Wie viele Huld und väterliche Nachsicht dieser Fürst dem jungen Manne angedeihen ließ, — dessen Dichter-Talent sich damals schon ent-

faltet hatte, deſſen Witz ſich bereits laut zu äuſſern begann, und der ſich in ein ſtrenges Dienſt-Reglement nicht immer recht zu ſchicken wußte, — davon erzählte noch oft der Greis mit Heiterkeit, Rührung und innigem Dankgefühl. Dem Regierungs-Nachfolger Carls, dem Herzoge Ludwig Eugen wurde er durch ſeine Stellung als zweiter Kabinets-Sekretär näher gerückt, unter Herzog Friedrich Eugen erhielt er die Stelle eines Sekretärs beim Geheimenrathe dem nachmaligem Staatsminiſterium, ein Amt, das er 11 Jahre lang bekleidete, bis er im Juli 1816 vom verewigten König Friedrich zum Bibliothekar an der Königlichen öffentlichen Büchersammlung mit dem Charakter eines Hofraths ernannt wurde. So war es ihm nun vergönnt, die letzten zwölf Jahre ſeines Lebens den Muſen, welchen er die Erholungsſtunden ſeines Lebens widmete, auch im Alter zu dienen.

Auf die Ausbildung ſeines Geiſtes war in den akademiſchen Jahren ſein Jugendfreund, der unſterbliche Schiller, nicht ohne Einfluß; der geiſtvolle und belebende Schubart zeichnete den Jüngling aus, und in einem (noch ungedruckten) Briefe nannte er ihn einen „köſtlichen Jungen.“ Unter den Seelen-Vermögen des Verewigten war das hervorſtechendſte, und man darf ſagen dominirende, der Witz, und zwar jener wunderbare Wortwitz, der aus der Aehnlichkeit der Klänge mit Blitzesſchnelle die überraſchendſten Gedanken, die treffendſten Urtheile, die ſcherzhafteſten Wendungen über Gegenſtände aller

Art hervorzulocken wußte. Kein Wunder, daß unter den vielfachen Produktionen seiner leichten Feder neben Fabeln, Liedern, Balladen, das scherzende Gelegenheits-Gedicht, besonders aber das Epigramm, weit hervorragt, und daß dieses Letztere ihm in ganz Deutschland einen gerechten und gewiß unvergänglichen Ruf erworben hat. Schon im Jahr 1791 erschien eine ansehnliche Sammlung größtentheils vortrefflicher Sinngedichte von ihm; dieser folgte seitdem von Zeit zu Zeit, auſſer unzähligen in Zeitschriften und Taschenbüchern ausgestreuten einzelnen scherz- und ernsthaften Gedichten, andere Sammlungen fliegender Blätter, in welchen oft ein Scherz mit nie ermüdender Anmuth sich hundert neue Gestalten schuf, und Ein Witz immer wieder den andern zeugte; und noch in den letzten Jahren stellte er eine Auswahl desjenigen, was ihm das Beste unter seinen sämmtlichen Erzeugnissen däuchte, in zwei Bänden zusammen. Aber viele seiner trefflichsten Einfälle, Impromptu's des geselligen Lebens, haben sich nur in der mündlichen Ueberlieferung erhalten, und können wegen ihrer individuellen Veranlassungen und Anspielungen nur von einem kleinen Kreise gewürdigt werden. Uebrigens wurde die Spitze des Epigramms in seiner Hand nie zum verwundenden Stachel; die Persönlichkeit seines Witzes war der Art, daß der Getroffene von Herzen mitlachen mußte; der Gegenstand seines Scherzes war nicht der tieferliegende Fehler seines Nebenmenschen, nicht ein verdorbener Charakter, den er verabscheute, an den er ungerne glaubte,

ſondern unſchuldige Eigenheiten und Lächerlichkeiten, die am Tag lagen. Der Witz, der ſo leicht verfeindet, machte ihn zu Jedermanns Freund, den verſchiedenſten Zirkeln theilte ſein aufs vielfachſte in Anſpruch genommenes Wohlwollen, Ernſt und Scherz aus dem Füllhorne ſeiner Muſe mit; der Reim ſtand ihm jeden Augenblick zu Gebot, und die beſcheidene und abſichtlich unſcheinbare Art, mit welcher er ſeine Einfälle zum Beſten zu geben wußte, machte ihn zum liebenswürdigſten Geſellſchafter.

Im ernſten Leben war er eine Seele ohne Falſch, der beſte Gatte und Vater, der aufopferndſte Freund, dienſtfertig und gefällig gegen alle Menſchen; die Heiterkeit ſeines Gemüths hatte eine tiefe, religiöſe Grundlage; dieß offenbarte ſich beſonders bei dem ſchmerzlichen Verluſte ſeiner innniggeliebten Lebensgefährtin und ſeiner jüngſten und älteſten Tochter. Auch weiß man aus hinterlaſſenen Papieren, daß der immer fröhliche Mann ſeit 8 Jahren ſich mit den ernſteſten Todesgedanken beſchäftigte. Dieß ſtörte jedoch den ruhig heiteren Gang ſeines Lebens nicht; eine Reiſe nach Berlin erweiterte noch vor zwei Jahren den zahlreichen Kreis ſeiner Freunde, und ſtärkte ſichtlich ſeine ſchon damals etwas wankende Geſundheit. Einer der heiterſten Genüſſe ſeines letzten Lebensjahres war die einzig ſchöne Feier des eilften Februar 1828, mit welcher der hundertjährige Geburtstag des erhabenen Stifters der hohen Karls-Schule begangen wurde: eine Feier, zu der vor Allen ſelbſt manchen entfernten Freund herzubeſchied,

und die er durch muntere und ernste Dichtungen erhöhte. Im zu Ende gehenden 68. Lebensjahre endete er nach kurzem Krankenlager eine, den Umlauf des Bluts störende Schwäche, unerwartet schnell sein Leben, das ihm die Muse noch bis zu den letzten Stunden erheiterte. Eine äußerst zahlreiche Begleitung folgte am 3 Februar seinem Sarge, und sprach die große Theilnahme seiner Mitbürger, mit welchen er selbst so oft sich nicht nur gefreut, sondern auch herzlich getrauert hatte, rührend aus. Der Stuttgarter Liederkranz, dessen thätiges und besonders verehrtes Mitglied er war, sang ein von ihm gedichtetes Lied an der Ruhestätte seiner irdischen Hülle. Diese Stätte hatte er im Geiste vor Jahren in heiterer Gesellschaft zum Voraus mit einem Sinngedichte bezeichnet, worin sich sein Sinn und seine Dichterweise vollkommen spiegelt, und welches wir unsern Lesern zum Schlusse nicht vorenthalten wollen. Es lautet so:

„Der hier ruht,
War froh und gut:
Einst, hoff' ich, taugs
Zur Grabschrift Haug's."

Dr. Wilhelm Hauff.

1802—1827.

Dr. Wilhelm Hauff.

1802—1827.

Dr. Wilhelm Hauff, deſſen frühen Verluſt wir betrauern, iſt zu Stuttgart den 29. Nov. 1802 in einer Familie geboren, die viele würdige Diener des Staats und der Kirche, die übrigen nennt. Nach dem frühern Verluſte ſeines Vaters, unter der Leitung einer zärtlichen Mutter erzogen, bereitete er ſich ſeit dem Jahre 1817 in einem unſerer niederen Seminarien auf das Studium der Philoſophie und Theologie vor, das er zu Tübingen im theologiſchen Seminar in den Jahren 1820—1824 abſolvirte. In einem der angeſehenſten Häuſer ſeiner Vaterſtadt, in das er im Herbſte 1824 als Hofmeiſter trat, bekam ſein reger Geiſt, der ſchon auf der Hochſchule die Freunde mit manchen Bildern und Liedern erfreut hatte, zuerſt eine beſtimmte Richtung, indem aus den Unterhaltungen mit ſeinen Zöglingen, die er möglichſt zweckmäßig und bildend einzurichten ſuchte, eine Mährchen-Sammlung entſtand, mit der er in Form eines Almanachs für 1826 öffentlich hervortrat. Dieß Erſtlings-Werk überraſchte durch einen fließen-

den, zierlichen und doch keineswegs schwächlichen Styl, der von Manchem in langer und strenger Uebung erworben, bei diesem Jüngling als unmittelbares Naturgeschenk erschien, und durch eine Bestimmtheit und Objectivität mannigfaltiger Gestalten, die als Gabe eines jugendlichen Geistes nicht weniger selten ist. Beide Vorzüge entwickelten sich mit glücklicher Productivität schnell in einer andern Sphäre. Die Aufnahme, die seine humoristischen Mittheilungen aus den Memoiren des Satans (erster Band) fanden, gaben ihm die erste Ahnung seines Talents, und in dem scherzhaften Werke, der Mann im Monde, setzte sich seine Satyre das ernste Ziel, eine verkehrte und schädliche Tendenz in einem Zweig unsrer schönen Litteratur zu züchtigen. Doch wandte er sich bald, ermuthigt durch die immer allgemeiner werdende Anerkennung seines Talents, zu einem würdigeren Gebilde des Zeitgeistes und übergab bereits mit einigem Selbstvertrauen dem Publikum seinen vaterländischen Roman Lichtenstein. Der ungetheilte Beifall, der ihm wurde, steigerte sein Selbstgefühl und steckte seinem Streben ein festes Ziel. Er unternahm, zu würdiger Vorbereitung auf seiner Laufbahn, eine Reise nach Paris und durch Norddeutschland, wo er überall die herzlichste Aufnahme und unter den ausgezeichnetsten Männern wahre Freunde erwarb. In dieser Zeit erschienen, zum Theil Früchte seiner Reise, der zweite Theil der Memoiren des Satans, der zweite Almanach (1827) und die Controvers-

Predigt über den Mann im Monde, durch den bekannten Clauren'schen Proceß veranlaßt. Zu Ende des Jahres 1826 kehrte er voll Lebensmuth und Kraft ins Vaterland zurück, und übernahm mit dem Jahr 1827 die Redaction des Morgenblatts. Seit dem Febr. 1827 lebte er im Genusse des schönsten häuslichen Glücks, bewundert von Vielen, geliebt und geachtet von Allen, im freudigsten Wirken. Das unverkennbare Fortschreiten zum Reifern und Gediegenern in seinen Werken berechtigte zu den schönsten Hoffnungen; seine Lebens-Ansichten gewannen an Ernst, die Charaktere, die er schuf, an innerem Gehalt und psychologischer Wahrheit, seine Productivität ermattete nicht in der Erfindung immer neuer Stoffe, Situationen und Figuren, und es ließ sich von einer größern historischen Novelle, die in der neuen Zeit spielen sollte, und deren Schauplatz das Tyrol, das er noch vor wenig Monaten besucht hat, etwas Ausgezeichnetes erwarten. Die Ausführung dieses Planes ward ihm nicht vergönnt. Schon seit längerer Zeit unpäßlich, hielt er sich durch geistige Kraft aufrecht, aber seinen Säugling, dem er, als dem süßesten Pfande seines Glücks, froh entgegen sah, mußte er schon zitternd auf dem Krankenbette umarmen. Ein unaufhaltsam fortschreitendes, nervöses Fieber machte seinen und unsern Hoffnungen am 18 Nov., ehe er das 25ste Jahr vollendet hatte, ein frühes Ende. Seine Herzensgüte und Liebenswürdigkeit, die auf den ersten Anblick einnahm, hatte ihm nicht weniger als sein

schönes Talent, außer einem engeren Kreise vertrauter Freunde, die Liebe und das Wohlwollen einer zahlreichen Bekanntschaft erworben; mehr als hundert Begleiter folgten, außer den Angehörigen und nächsten Freunde, im feierlichen Zuge seiner Leiche, und befreundete Redner und Sänger riefen ihm gerührt ein Lebewohl nach. — Außer den oben angeführten Werken und mehreren schon gedruckten Erzählungen hinterläßt Hauff den Mährchen-Almanach auf 1828, einen unvollendeten Opern-Text, und einige Bruchstücke, Skizzen und Entwürfe. Seine letzte Arbeit war die poetische Beschreibung des Titelkupfers zum Taschenbuch für Damen auf 1828, welche die Stelle eines Prologs vertritt und von der Ahnung seines Todes eingegeben scheint.